

*A 923*  
*D*

~~PL  $\frac{A}{51}$  2, H, G~~

# Baltische Monatschrift.

---

Zweiten Bandes sechstes Heft.

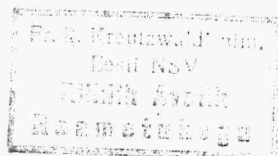
December 1860.

---

Riga, 1860.

*Wiedemann*

# Baltische Monatschrift.



— PL 361

Zweiten Bandes sechstes Heft.

December 1860.

---

Riga, 1860.

Den Druck genehmigt  
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Est- und Kurland:  
Coll.-Rath Schütze.

# Inhalt

## des ersten Bandes.

---

### Erstes Heft.

Acht Monate des Jahres 1859. Eine Rundschau . . . . .	Seite 1.
Das Testament Peters des Großen, von G. Berkholz . . . . .	„ 61.
Die russische Staatsschuld . . . . .	„ 73.

### Zweites Heft.

Das Schisma der russischen Kirche . . . . .	„ 105.
Staats- und völkerrechtliche Fragen während des letzten italienischen Krieges und ihre Behandlung durch die deutsche Presse, von C. Neumann . . . . .	„ 157.
Telegraphie und Naturwissenschaft, von Rädler . . . . .	„ 178.
Ein Blick auf die ländlichen Zustände Kurlands, von A. von Heyking . . . . .	„ 186.

### Drittes Heft.

Das Schisma der russischen Kirche (Schluß) . . . . .	„ 205.
Ueber Mädchenerziehung, von C. H o h e i s e l . . . . .	„ 241.
Zur Geschichte unseres „Volkes“ in Kurland, von G. Brasche . . . . .	„ 267.
Die Geld- und Bankfrage in Finnland, von G. Fernmark . . . . .	„ 284.

### **Viertes Heft.**

Ueber die Entwicklungsfähigkeit des Amurlandes, insbesondere in mercantiler Beziehung (nebst Karte), von G. Gerstfeldt . . . . .	Seite 291.
Alexander von Humboldt, von Jegor v. Sievers . . . . .	„ 356.
Zur Geld- und Handelskrisis in Rußland . . . . .	„ 370.
Die Centralschule für Handel und Gewerbe in Riga, von H. v. Stein . . . . .	„ 376.
Denkschrift über die Mitauer Prästanden . . . . .	„ 381.

### **Fünftes Heft.**

Frau von Krüdener, von C. Schirren . . . . .	„ 303.
Die große russische Eisenbahn-Gesellschaft . . . . .	„ 423.
Die Werthschätzung der Wissenschaften, von L. Mercklin . . . . .	„ 450.
Polnische Stizzen, von Dr. Bertram . . . . .	„ 463.
Reformen in Rußland . . . . .	„ 474.

### **Sechstes Heft.**

Der naturwissenschaftliche Unterricht in der Volksschule, von Mädler . . . . .	„ 481.
Ein Heft einer russischen Zeitschrift, von C. Schirren . . . . .	„ 502.
Der Verkauf der Reichsdomainen als Finanzmaßregel . . . . .	„ 526.
Die Thronbesteigung der Kaiserin Anna . . . . .	„ 553.
Aus Nizza . . . . .	„ 572.

---

# Inhalt

## des zweiten Bandes.

### Erstes Heft.

Reinhold Johann Ludwig Samson von Himmelstern, von W. von Bock . . . . .	Seite 1.
Der Einfluß des Küttsbrennens auf die Witterung, von Mädler . . . . .	" 39.
Der Verkauf der Reichsdomainen als Finanzmaßregel (Schluß)	" 46.
Die russische Belletristik des Jahres 1858 . . . . .	" 72.
Ueber Liberalität in der Jugenderziehung, von A. Schwarz	" 84.

### Zweites Heft.

Der Proletarier-Charakter der bäuerlichen Ackerbau-Industrie in Liv- und Estland . . . . .	" 99.
Die Staatswissenschaften in der bürgerlichen Gesellschaft, von A. Bulmerincq . . . . .	" 134.
Nachtrag zu dem Aufsätze über „Telegraphie und Naturwissen- schaft“, von Mädler . . . . .	" 144.
Ueber die Autonomie der livländischen Städte . . . . .	" 149.
Ueber die Unterstützungscasse für evangelisch=lutherische Ge- meinden in Rußland, von W. Hillner . . . . .	" 161.

### Drittes Heft.

Die landärztlichen Verhältnisse, insbesondere Kurlands, von A. Laurenty . . . . .	" 189.
Weltansprüche und Mädchenerziehung . . . . .	" 229.
Ein Bild aus dem Pugatschew'schen Aufstande . . . . .	" 242.
Die Gemeinden als Arbeitgeber . . . . .	" 265.
Die Maßregeln gegen die Kinderpest im Königreich Polen, von Jessen . . . . .	" 272.
Literarisches (Das vergessene Dorf von Nekrassow — „Zur Revision des Erbrechts vom Standpunkte der Ethik“)	" 282.

### **Viertes Heft.**

Das letzte Jahrzehnt deutscher Literatur und deutschen Lebens	Seite 289.
Zur Beleuchtung der agrarischen Verhältnisse in den Ostsee- provinzen, von E. v. d. Necke . . . . .	" 323.
Zur Erziehungsfrage . . . . .	" 335.
Ueber den Zusammenhang der antiken Architektur mit dem christlichen Kirchenbau, von L. Mercklin . . . . .	" 349.
Die Physiologie der russischen Droschke, von Dr. Bertram	" 367.

### **Fünftes Heft.**

Karl Petersen, von Victor Hehn . . . . .	" 383.
Ueber die geographischen Grenzen und die Rationalität der Wissenschaften, von G. Adelman . . . . .	" 409.
Die Schule und das Leben . . . . .	" 416.
Zur Geschichte und zum Verständniß der estnischen Volks- poesie, von Dr. Bertram . . . . .	" 431.
Bomba Wido, von Dr. Bertram . . . . .	" 448.
Literarisches (Melancthon's Rede de legibus) . . . . .	" 479.

### **Sechstes Heft.**

Die Sonnenfinsterniß vom 18. Juli 1860, von Mädler	" 481.
Rückblicke auf die Entwicklung der lurländischen bäuerlichen und Güterverhältnisse seit 1817, von E. Neumann	" 508.
Bomba Wido (Schluß), von Dr. Bertram . . . . .	" 518.
Zur Broschüren-Literatur . . . . .	" 548.
Der erste Jahrgang der Baltischen Monatschrift . . . . .	" 571.

---

## Die Sonnenfinsterniß vom 18. Juli 1860.

---

Es hat dem Verfasser geschienen, daß ein Unternehmen, welches zwar im fremden Lande ausgeführt, gleichwohl mit heimischen Kräften und Mitteln zu Stande gebracht worden, gar wohl einen Raum in diesen Blättern beanspruchen dürfe, und er giebt deshalb im Folgenden eine Ueberschau dessen, was in Veranlassung dieser merkwürdigen Himmelsbegebenheit von ihm und seinen Mitarbeitern geleistet worden. Eine vollständige wissenschaftliche Relation muß er für einen andern Ort sich vorbehalten.

Von allen für Europa sichtbaren totalen Sonnenfinsternissen dieses Jahrhunderts konnte die gegenwärtige, nächst der von 1842, als diejenige betrachtet werden, für welche die meiste Wahrscheinlichkeit einer reichen wissenschaftlichen Ausbeute stattfand. Jahres- und Tageszeit, Klima der betreffenden Gegenden und so manches Andere vereinigte sich, um Alles, so weit es im voraus beurtheilt werden konnte, aufs günstigste zu gestalten.

Ein Umstand, der zu den allersehrsten gerechnet werden muß, zeichnete diese Finsterniß vor allen andern aus. Bei den Berechnungen, die der Verf. 1858 über diese Himmelsbegebenheit unternahm, ergab sich das unerwartete Resultat, daß 4 Planeten und gerade die 4 hellsten, gleichzeitig am Tage der Finsterniß nahe bei der Sonne stehen und mit einander eine rhomboidische Figur bilden würden. Den interessanten Fund machte ich sofort öffentlich bekannt, Leverrier machte in der französischen Akademie davon Mittheilung, knüpfte daran sogar die kühne Hoffnung, daß ein neuer



Findling, etwa der von Lescarbault gesehene, sich gleichfalls hinzugesellen werde und forderte zur möglichst zahlreichen thätigen Theilnahme auf.

Ähnliches geschah in der Versammlung der British Association von Airy und mehreren Andern, und die Königin Victoria stellte denen, welche von England aus sich in die Finsternißzone zur Beobachtung begeben wollten, gleichviel ob Briten oder Ausländern, ein großes Dampfschiff, den Himalaya, zur Disposition, auf dem gleichzeitig für alle Bedürfnisse der Theilnehmer aufs reichlichste gesorgt war.

Die russische, französische, preussische, hannöversiche und mehrere andere Regierungen blieben nicht zurück, spendeten reichliche Mittel zur Unterstützung dieser Unternehmungen und entsendeten kundige Beobachter nach Spanien, dem einzigen europäischen Lande, wo die Finsterniß total erblickt werden konnte. Rußland entsandte fünf Beobachter: Otto Struve und Winnecke von Pulkowa, Rechnienschky von Petersburg, Prazmowsky von Warschau und mich. Die beiden erstgenannten beobachteten in Pobes, Herr Rechnienschky und Prazmowsky in Briviesca und ich in Vitoria.

Zu Ganzen waren 80 — 100 Beobachter in Spanien und Ungar wissenschaftlich thätig und auf die verschiedenen Punkte so vertheilt, daß sie gruppenweis beobachteten.

Man wird vielleicht fragen: wozu so Viele? Hierauf dient zur Antwort: erstens weil das Phänomen in seinem gesammten Umfange ein so überaus mannigfaltiges ist, daß schon deshalb eine Theilung der Arbeit nöthig wird; zweitens weil es von so ungemein kurzer Dauer ist, daß die notwendige Raschheit der Auffassung eine strenge Genauigkeit des Details, wie sie bei gehöriger Ruhe erlangt werden könnte, ganz unmöglich macht. So kann nur die Combination alles dessen, was möglichst Viele wahrgenommen haben, ein verlässliches Resultat geben, während die Beobachtung des Einzelnen, und wäre er der geschickteste Astronom, in ihrer Isolirung wenig oder nichts lehren könnte.

Da die Vorzeit dies verkannte, ihr auch viel zu wenig wissenschaftliche Kräfte zu Gebot standen, so sind uns aus jenen Jahrhunderten auch nur dürftige, unverständliche, großentheils auch entschieden falsche oder übertriebene Nachrichten überliefert worden. So erzählt ein Lissabonner Chronist; die Dunkelheit sei so groß geworden, daß man seinen eigenen Schritt nicht habe sehen können; andere bringen sie mit Erdbeben und ähnlichen Naturereignissen schädlichster Art in Verbindung. So wurde eines der herrlichsten und erhabendsten Schauspiele, das uns der Himmel

bietet, in einen Gegenstand des Schreckens und der Verzweiflung verkehrt, und wo vollends die Vorausberechnung mangelhaft und unsicher war, vielleicht auch gänzlich fehlte, traten die bedauerlichsten Excesse ein. Fanatische Mönche reizten den Pöbel zur Judenverfolgung, resp. Vertilgung auf; in China peitschte man die Hunde, damit durch ihr Gebell der große Drache in Schreck gesetzt und verhindert werde, die Sonne zu verschlingen; die Brunnen wurden zugedeckt und verschlossen, damit das aus der Luft herabfallende Gift sie nicht verderbe und dergleichen mehr.

Eine bessere Zeit kam: die Vorausbestimmung erhielt festere Grundlagen, man belehrte das Volk über die wahren Ursachen und Veranlassungen des Ereignisses und beobachtete ohne Zittern und Zagen. Aber noch war die Wissenschaft in einer gewissen Einseitigkeit befangen und man glaubte alles gethan zu haben, wenn es gelang, die Momente genau zu notiren zum Behuf von Längen- und Breitenbestimmungen unseres Erdförpers und zur Berichtigung der Mond- und Sonnentafeln. Alles sehr gut, ja nothwendig; wir danken es dem 18. Jahrhundert und werden nicht nachlassen diese Arbeit fortzusetzen; aber wir vermiffen schmerzlich das, was man damals unterlassen, größtentheils auch unterschätzt hat: die Beobachtung der physischen Vorgänge, wie sie namentlich bei totalen Sonnenfinsternissen, theilweise aber auch bei solchen, die es nur nahezu sind, angestellt werden können.

So haben wir uns nicht zu wundern, daß gerade das interessanteste und wichtigste Phänomen, die rothen Vorsprünge (Protuberanzen) am Umkreise der Scheibe, zuerst 1842 zur Sprache kam. Littrow und Schumacher hatten in Wien, wo die damalige Finsterniß total erschien, ganz unerwartet auf dem Grunde der Lichtkrone diese Vorsprünge wahrgenommen. Dasselbe war an andern Orten, z. B. in Marbonne, von fünf dort beobachtenden Astronomen wahrgenommen worden und man fragte sich verwundert, wie es denn möglich gewesen, daß ein so auffallendes Phänomen früher nicht wahrgenommen worden, und ob es vielleicht eine ganz zufällige und nur bei dieser Finsterniß stattgehabte Erscheinung gewesen sei? Die Antwort ergab sich bald: nicht allein in den nächstfolgenden totalen Sonnenfinsternissen, wie beispielsweise der von Ruchzinsky auf den Sandwichsinseln beobachteten, zeigten sich ähnliche Protuberanzen, sondern man fand auch, daß Byrger Vassenius 1740 und Ulloa 1776 wahrscheinlich dasselbe gesehen hatten. Leider sind die Berichte beider Beobachter zu unbestimmt gehalten. Ulloa spricht von einem Wiedererscheinen eines Punkts der

Sonne, während diese selbst erst viel später erschien, und man hatte daraus sogar ein Loch im Monde machen wollen, das erst meine Mondkarte gründlich verstopft hat. Bassenius aber war durch einen ungeschickten Mitbeobachter, dem er sein Fernrohr gab und der nicht einmal den Ort des Phänomens damit aufzufinden verstand, behindert worden genauer zuzusehen.

Die Finsterniß von 1851, von der man viel erwartete, täuschte die meisten Beobachter und auch mich; von 18 russischen Stationen sahen 13 nichts, 2 etwas und nur 3 konnten sich eines klaren Himmels erfreuen; doch die wenigen Begünstigten hier wie in Preußen und Schweden sahen deutlich und in überraschender Ausdehnung die rothen ins Violette spielenden Protuberanzen. Sogar sah man einen wolkenähnlichen Fleck von gleicher Farbe, der nicht an der Scheibe haftete, sondern dicht neben ihr frei schwebte und sich vom Monde (oder eigentlich der Mond von ihm) entfernte. Nicht minder ließ die brasilische Sonnenfinsterniß von 1858 dieselbe Erscheinung wahrnehmen.

Die allerverschiedensten Erklärungsversuche waren durch das merkwürdige Phänomen hervorgerufen, der Streit darüber theilweise mit polemischer Heftigkeit geführt worden, und es war klar, daß eine Entscheidung nur durch möglichst zahlreiche und zuverlässige Beobachtungen, erlangt unter günstigen Umständen, herbeigeführt werden konnte.

War nun dies auch der hauptsächlichste, so war es doch keineswegs der einzige Gegenstand der Beobachtung. Ich hatte zum Gebrauch der zu erhoffenden Mitbeobachter bereits in Dorpat ein Verzeichniß von 21 verschiedenen Beobachtungsgegenständen, theils astronomischen, theils terrestrisch-atmosphärischen, entworfen. Bereitwillig theilte man sich in die Arbeit, und wiewohl kein einziger der Theilnehmer das Hauptphänomen ganz aus den Augen ließ — wen möchte man auch so etwas zumuthen! — so war ich doch so glücklich, auf die meisten der von mir gestellten Fragen bestimmte Antworten, zum Theil in gar nicht erwarteter Ausführlichkeit zu erhalten.

Hier ist es übrigens am Orte zu erwähnen, daß man bei der Wahl dieser Mitbeobachter nicht ausschließlich nur auf Astronomen oder gar nur auf Sternwarten-Directoren beschränkt ist. Die Zeitmomente in erforderlicher Schärfe, die Messungen und feinem Untersuchungen können allerdings nur dann Werth haben, wenn sie von einem mit der Wissenschaft hinreichend Vertrauten herrühren. Doch um Farben und Lichterscheinungen wahrzu-

nehmen, meteorologische Instrumente abzulesen, die Vorgänge in der umgebenden Natur, die Erscheinungen an Pflanzen und Thieren aufzuzeichnen und so manches andere wird nicht allein eben so gut, theilweise sogar noch besser von Personen beobachtet werden, die nicht zu den Astronomen zählen. Ich will hier nur erwähnen, daß die richtige Auffassung und Bezeichnung von Farben stets besser von Frauen als von Männern besorgt werden wird.

Wohl aber zähle ich zu den nothwendigen Requiristen: ein gesundes offenes Auge, einen regen Sinn für das Große und Schöne in Gottes Natur, eine Unbefangtheit und Freiheit des Urtheils, nicht getrübt durch Vorstellungen von Dingen, die man durchaus glaubt sehen zu müssen; endlich eine Darstellungsgabe, die das, was man gesehen, zu trennen weiß von dem, was man sich dabei gedacht. Wo diese Eigenschaften sich vereinigt finden — und glücklicherweise sind sie nicht so selten — da können brauchbare Beiträge zum Ganzen erwartet werden und kein Astronom sollte bei ähnlichen Gelegenheiten eine solche Hülfe verschmähen.

Was würde aus den Naturwissenschaften werden, wenn man alle Entdeckungen und Bereicherungen, die nicht von eigentlichen Fachgelehrten herrühren, streichen wollte, ähnlich wie noch vor 80 Jahren in die britischen Seefarten keine neue Entdeckung eingetragen wurde, die nicht von einem königlichen Marine-Officier gemacht war. Unsere Kometentafeln zeigen 11 von Damen (Caroline Herschel, Maria Mitchell und Charlotte Kümker) entdeckte auf, und wenigstens 30 andere, die wir Nichtastronomen (dem Bauer Palisich, dem Zwirnhändler Gärtner u. a.) verdanken. Littrow hat uns eine Abhandlung: „Privatbestrebungen auf dem Gebiete der Astronomie“ geschrieben; er hätte den zahlreichen und glänzenden Beispielen, die er aufführt, gewiß noch eben so viele gleich wichtige hinzufügen können. Ein neumärkischer Postmeister entdeckte zwei Planeten, nachdem seit der letzten von einem Bremer Arzte gemachten derartigen Entdeckung 37 Jahre verflossen waren, ohne daß ein Astronom einen solchen Fund gethan; und nun sind gar 13 von einem französischen Maler gemacht worden. Daß man solche Namen dann später den eigentlichen Astronomen hinzuzählt, ist einfache Gerechtigkeit, ändert aber nichts am Charakter ihrer früheren Arbeiten.

Somit habe ich die Gesichtspunkte dargelegt, von denen ich mich leiten ließ, als ich meine Vorbereitungen auf der Station Victoria (Hauptstadt der Provinz Alava) zu treffen hatte. Nicht anders verfuhr ich 9 Jahre

früher in Brest-Litowsk und nur so ist es mir gelungen, bei der damaligen in Beziehung auf das Hauptphänomen mißlungenen Expedition Resultate zu erhalten, die wenigleich von untergeordnetem, dennoch aber nicht zu verkennendem wissenschaftlichen Werthe sind.

Vier meiner Mitarbeiter in Vitoria rangiren zu den eigentlichen Astronomen; zehn andere in die weitschichtige Rubrik der Dilettanten. Sie werden weiterhin sämmtlich namhaft gemacht und das Resumé ihrer Specialberichte bei jedem derselben mitgetheilt werden.

Da ich sonach nicht bloß für mich allein, sondern für eine nicht unbeträchtliche Zahl von Beobachtern die Einrichtungen zu treffen, und zwar in kürzester Frist zu treffen hatte, so mußte mir im fremden Lande, wenig vertraut mit dessen Sprache und gesellschaftlichen Einrichtungen, die Hülfe doppelt willkommen sein, die mir auf Verfügung des spanischen Gouvernements in so ausgedehnter Weise geleistet wurde, daß jeder unserer Wünsche sofort erfüllt wurde und wir am 18., dem entscheidenden Tage, nicht das Geringste von dem vermißten, was zur erfolgreichen Ausführung unserer Beobachtungen erforderlich war. Selbst ein 120 Mann starkes Militärcommando besetzte auf Verfügung des Gouverneurs, Vizconde de Cerro, den ganzen Umkreis unseres 100 Fuß im Durchmesser haltenden Beobachtungspalzes, um den Andrang des sehr zahlreich versammelten Publicums abzuwehren.

Wer wüßte es nicht, daß Spanien, und am meisten die Provinzen, die ich zu durchreisen und in denen ich meine Station zu nehmen hatte, vor noch nicht einem Vierteljahrhundert der Schauplatz eines wilden Fanatismus, eines alle ähnlichen Vorgänge an Grausamkeit überbietenden Bürgerkrieges waren? Wer mochte die Bürgschaft dafür leisten, daß nicht noch zur Stunde zahlreiche Funken unter der Asche glimmen, die zur Flamme ausschlagen konnten, wenn es den Ortega's und Cabrera's gelungen wäre, hier ihre Fahne aufzupflanzen? Wo öffentliche Sicherheit und Ordnung etwas Althergebrachtes sind, mögen wissenschaftliche Unternehmungen eines solchen Schutzes leicht entbehren. Ungefährdet wären wir auch hier wohl geblieben; unbelästigt schwerlich. Denn zur Steuer der Wahrheit muß gesagt werden, daß wir hier überall die lebhafteste, wohlthueendste Theilnahme fanden; daß unsere Hoffnungen wie unsere Besorgniß von der ganzen Bevölkerung getheilt wurden und daß das unverhoffte Gelingen die aufrichtigste Freude hervorrief bei Vornehm und Gering. Meine in anderen Gegenden Spaniens beobachtenden Collegen haben dieselbe Erfahrung ge-

macht; von Aeußerungen eines rohen Aberglaubens oder Fanatismus zeigte sich keine Spur; während z. B. die in Algier Beobachtenden bei der arabischen Bevölkerung auf gar seltsame Begriffe stießen und sich zu großer Vorsicht veranlaßt fanden.

Wir beobachteten auf dem Hügel Santa Lucia, im Südost der Stadt an der nach Pampeluna führenden im Bau begriffenen Eisenbahn liegend und etwa 60 Fuß über die umgebende Ebene sich erhebend. Die Witterung, noch wenige Stunden vorher entschieden trüb und ungünstig, wie fast immer seit 8 Tagen, heiterte sich bei Anfang der Finsterniß auf und gewährte uns den ungetrübten Anblick des schönen Phänomens.

Bevor ich zu den Beobachtungen selbst übergehe, will ich noch erwähnen, daß die spanische Regierung einige Tage vor der Finsterniß anordnete, es solle uns kostenfrei der Gebrauch des Telegraphen nach allen Richtungen in der Halbinsel gestattet sein; ja dieser am 18. von Mittag bis 5 Uhr zu unserm, der Astronomen, ausschließlichen Gebrauch gestellt werden. Ich benutzte dies zu Anfragen über den Stand der Witterung an verschiedenen Orten, und am Tage der Finsterniß wie Tags vorher zur Erlangung telegraphischer Zeitsignale von der Sternwarte Madrid, wodurch Stand und Gang meines Chronometers genau bekannt wurden.

#### 1) Meine eigenen Beobachtungen.

Anfang der Finsterniß überhaupt . . .	durch Wolken verloren.
Berührung eines großen Sonnenflecks	
durch den Mond . . . . .	1 h 47' 48,8 Madrider Z.
Völlige Verdunkelung . . . . .	1 48 13,8 " "
Anfang der totalen Finsterniß . . . .	2 46 10,8 " "
Ende " " " . . . . .	2 49 0,8 " "
Ende " ganzen " . . . . .	3 54 44,7 " "

Die Wolke, durch welche der Anfang der Finsterniß verloren ging, wich nur um wenige Secunden zu spät, denn um 1 h 34' 10'', wo die Sonne frei ward, hätte mit bloßem Auge noch nichts von der Sonnenscheibe wahrgenommen werden können.

Die Bedeckung des großen Sonnenflecks konnte ziemlich scharf wahrgenommen werden und der Unterschied der Intensität zwischen Mond und Fleck war ein überaus großer. Der vorher schwarz erscheinende Mond konnte jetzt kaum noch als grau bezeichnet werden.

Beim weitem Fortrücken war nichts besonderes zu bemerken. Die

Sonnenhörner erschienen fortwährend schwarz, und nur das südliche zuweilen etwas weniger. Erst als die Finsterniß  $\frac{3}{4}$  erreicht hatte, bemerkte man eine Abnahme des Sonnenlichts, die bald sehr merklich wurde.

Jupiter erblickte ich schon mehrere Minuten vor Anfang der Totalität, bald darauf auch Venus; Saturn und Merkur erst während der totalen Finsterniß.

Der Mondrand war kurz vor dem Verschwinden des letzten Sonnenrandes schon außerhalb der Sonne deutlich sichtbar auf dem Grunde der schon jetzt beginnenden Corona, auch von den Protuberanzen waren schon bleiche Spuren zu sehen. Mit dem Beginne der Totalität nahm die Dunkelheit plötzlich zu, doch war sie merklich geringer als 1851 in Brest-Litowsk. Dort hätte man selbst gröbere Schrift ohne Lampe nicht lesen können, hier in Vitoria blieb die bereit gehaltene Laterne ungebraucht, denn der Chronometer konnte ohne sie abgelesen werden.

Ich beobachtete zuerst die Protuberanzen am D. Rande, suchte sie schnell aufzufassen und ging dann durch N. herum, um die des Westrandes zu sehen; zum Südrande konnte ich nicht mehr gelangen. Zwei der Ostseite, eine im N. und 3 im W. sind von mir in einer Zeichnung dargestellt; die letzte in WSW. erschien erst wenige Secunden vor Ende der Totalität und ich bin ihrer kaum gewiß geworden.

Sie waren sämtlich schön rosenroth mit einem leichten Anfluge von Violett. Sie veränderten weder Form noch Farbe, nur daß letztere in den wenigen Minuten vor und nach der Totalität, wo sie noch sichtbar waren, merklich bleicher erschien.

Die am D. Rande nahmen in dem Maße ab, wie der vorrückende Mondrand sie bedeckte; die des W. Randes in gleichem Maße zu.

Die dritte im N., bei weitem die größte in verticaler Ausdehnung, veränderte ihre Höhe gar nicht, was sich vollkommen dadurch erklärt, daß der Mondrand hier dem Sonnenrande parallel vorrückte. Ich habe die feste Ueberzeugung gewonnen, daß keine einzige der Protuberanzen ihren Ort gegen die Sonne verändert hat und daß der Mondrand sich über sie hinwegschob, ohne sonst irgend eine Wirkung auf sie zu äußern.

Die Mondscheibe unteruchte ich fast eine halbe Minute lang, ohne irgend eine Variation des reinen tiefen Schwarz, das mir über die ganze Scheibe hin gleichmäßig erschien, bemerken zu können. Namentlich war nicht das Mindeste von einem hellen Fleck um die Mitte herum zubemerkbar.

Die Corona erschien mir, sowol im Fernrohr als mit freiem Auge gesehen, rein weiß, mindestens konnte ich des vielleicht darin vorkommenden gelblichen Schimmers nicht ganz gewiß werden. Es war durchaus kein unbestimmter Lichtschimmer, sondern die Strahlen und Strahlenbündel zeigten eine überaus scharfe und deutliche Begrenzung. Eine detaillirte Zeichnung war allerdings in den 3 Minuten nicht herzustellen, aber ich habe bestimmt wahrgenommen, daß die verschiedenen Strahlen Richtungen nahmen, die durchaus keinem gemeinschaftlichen Centro angehören. Ich sah mehrere diagonale, ja einige fast normal gegen die übrigen in unmittelbarer Nähe befindlichen. Einige gekrümmte Strahlen zeigten sich gleichfalls und das Ganze ließ den bestimmten Eindruck zurück, daß hier kein bloßes Irradiationsphänomen vorliege.

Nur die Gränze der Corona gegen den blauen Himmelsgrund war nicht bestimmt, sondern die Strahlen verloren sich allmählig in die Umgebung. Die Ausdehnung (mit freiem Auge gesehen) konnte ich nur beiläufig auf etwa 15 Min. schätzen, d. h. so weit die Strahlen mir noch deutlich erkennbar waren.

Das Hervorbrechen des ersten Sonnenstrahls nöthigte mich, das Auge schnell vom ungeschützten Fernrohr abzuwenden. Die Zunahme des Lichts ging rascher vor sich als die Abnahme, in Brest-Litowsk hatte ich Aehnliches bemerkt und es ist dies wohl rein physiologisch.

Gegen Ende der Finsterniß zeigte sich wieder Gewölk, was jedoch nicht die genaue Beobachtung des Endes hinderte. Der Abend trübte sich; es war buchstäblich nur während der Sonnenfinsterniß heiter gewesen und am heitersten während der totalen. Ein wunderbares Glück!

Von den Relationen der übrigen Mitbeobachter, so weit sie mir zu Händen gekommen sind, gebe ich nur den wesentlichsten Inhalt mit besonderer Rücksicht auf das in ihnen vorkommende Neue und Eigenthümliche:

Meine Gattin Minna, geb. Witte

beobachtete mit freiem Auge. Eine halbe Minute vor dem Beginne der Totalität erblickte sie im N. und W. der Sonne intermittirende Lichtstrahlen, wie Perlenreihen, sich von der Sonne entfernen; im N. und S. dagegen zeigten sich Strahlen, die nicht unterbrochen waren und sich rasch im Kreise herumdrehten. Das Ganze bildete um die Sonne eine Art Kreuz. Es verschwand, als die Totalität begann und die Corona die Stelle dieser Lichterscheinung (die übrigens viel ausgedehnter als die Corona war) einnahm.



Die Mondscheibe bot fast das Ansehen einer Höhlung, in die man hineinblickte. Um die Scheibe herum ein rother, stellenweis unterbrochener Ring\*). Die Corona wie ausgezackt, gelblichweiß, ausgedehneter nach D. und W. als nach S. und N., auch einige Strahlenbüschel wurden bemerkt.

Die umliegenden Berge dunkelgrünlich-grau; nach den Umrissen hin tiefer und auf dem blaßgelben Horizont scharf abgesetzt. In der Nähe der Sonne die Cirrus-Wolken hellgelb, die entferntern Cumuli grau und noch tiefer ins Violette übergehend. In dem bleichen, matten Lichte gleichwohl alles deutlich zu erkennen.

Martin Saar, Diener der Sternwarte.

Mittelfst einer Vorrichtung zum bequemern Auffinden und sichern Bestimmen der mit bloßem Auge sichtbaren Sterne fand er folgende:

Jupiter	5 Min. vor der Totalität	Regulus	während der T.
Venus	bald darauf	Capella	" " "
Saturn	während der T.	$\beta$ Aurigae	" " "
Mercur	" " "	Procyon	" " "
Castor	" " "	$\beta$ Canis min.	" " "
Pollux	" " "	$\gamma$ Leonis.	" " "

Professor Weyer aus Kiel.

Erste Berührung des großen Sonnenflecks	1 h 52' 19",7	Mittl. Zeit v. Vitoria
Völlige Bedeckung	1 52 53, 7	" " " "
Anfang der tot. Finst.	2 50 17, 5	" " " "
Ende " " " "	2 53 0, 5	" " " "
Ende der ganzen Finst.	3 59 24, 0**)	" " " "

Thermometer

	im Schatten	in der Sonne	Wind
0 h 45'	17,2 R.	20,0	R.
2 4	18,5 "	23,6	NW. stark.
2 13	17,8 "	21,0	N. lebhaft.
2 27	17,7 "	18,8	ND. "
3 6	15,7 "	16,0	N. "
3 51	16,3 "	18,0	N. schwächer.
4 16	— "	22,8	R.

\*) Die Protuberanzen konnten vom unbewaffneten Auge nicht einzeln, wohl aber in ihrer Gesammtheit wahrgenommen werden.

\*\*) Diese Momente stimmen nicht gut mit den meinigen überein; auch glaubt Herr W. bei dem Ende der totalen Finsterniß sich verzählt zu haben. R.

Schon 30 Secunden vor der Totalität die volle Mondscheibe, und ein weißgelblicher Strahlenbüschel mit kleinen divergirenden Strahlen dringt im W. hervor; beim Verschwinden lassen sie den Vorsprung der Lichtkrone zurück. Der Vorsprung der Ostseite geht beim Ende der Totalität in einen ähnlichen Strahlenbüschel über.

Die Corona mit freiem Auge gesehen zeigte große radiale Strahlen nach W. und O., etwas kürzer im S., noch kürzer im N. Die Farbe weißgelb.

Im Fernrohr erschien sie weiß, auch mit vielen nicht radialen Strahlen und Büscheln, wie feine Adern. Zwei im Süden waren mehrfach gekrümmt und verloren sich in Hörnchen ohne Spitzen. Auch eine dunkle krumme Linie am Südtheile ward bemerkt.

Die Protuberanzen erschienen Herrn W. weißlich ins Rosafarbbe übergehend. Er bemerkte namentlich 2 im W. und O.; und eine dritte abgeforderte freischwebend; aus mehreren gerundeten, insgesammt eine gekrümmte Figur bildenden Theilen bestehend. (Auch von andern Beobachtern ist diese Figur gesehen worden; mir selbst ist sie entgangen. M.)

Alles, bis auf die erwähnten Lichtbüschel vor und nach der Totalität, blieb unverändert und der Mond schob sich darüber hinweg.

Professor d'Arrest aus Copenhagen.

Bereits am 15. Morgens beobachteten Herr d'Arrest mit dem Adjuncten Thiele und Herrn Weher Sonnenhöhen, aus denen in Verbindung mit den Uhrvergleichungen und anderen Beobachtungen die Position des Beobachtungspunktes sich ergibt:

42° 50' 41" Nördl. Breite

4 m 5 s,6 in Zeit östlich von Madrid,

vorbehaltlich späterer vollständigerer Berechnung.

Die Protuberanzen sah Herr d'Arrest im unbeschützten Fernrohr noch bis 3 Minuten nach dem Ende der Totalität.

Herr Georg Schulz aus Hannover.

Ein Liebhaber der Astronomie, im Besiz schöner Instrumente und mit ihrem Gebrauche vertraut, hatte Herr Schulz sich mit seinem Sohne nach Bitoria begeben. Er sah Venus 15 Minuten, Jupiter erst 1 Minute vor dem Beginne der Totalität, übrigens giebt er

Anfang der totalen Finst. 2 h 45' 57" M. J. von Bitoria.

Ende " " " 2 48 45,

Ende der Finsterniß 3 55 56\*)

\*) S. die vor. Ann.

Die große Protuberanz im N. sah er schon lange vor Anfang der totalen Finsterniß, ohne daß sie Form und Größe veränderte; die übrigen später.

Während in der Lichtkrone alle übrigen Strahlen geradlinig verliefen und sich hier und da durchkreuzten, waren sie rechts unten krummlinig und dazwischen eine Lücke.

Herr Carl Schulz, der Sohn.

Dieser hatte sich die genaue Beobachtung der Thermometer, deren eines in der Sonne, das andere im Schatten hing, vorbehalten; er beobachtete von 5 zu 5 Minuten, während der Totalität noch öfter.

Er fand um 1<sup>h</sup> 30' die Thermometer im Schatten + 16°,5; um 1<sup>h</sup> 45' . + 17°,1; beim Anbruch der Totalität + 13°,5; 8 Min. nach deren Ende + 13°,1 (das Minimum); um 3<sup>h</sup> 5' wieder + 13°, 5. Zu der Sonne zeigte das Th.: um 1<sup>h</sup> 35' + 21°,3; um 1<sup>h</sup> 50' das Maximum + 23°,8; um 2<sup>h</sup> 30' + 18°,1; zu Anfang der Totalität + 15°,3; zu Ende + 15°,0 und 6 Minuten später + 14°,7 (das Minimum) endlich um 3<sup>h</sup> 5' wieder + 15°,4.

Herr G. v. Kennenkampff.

Auch dieser Herr hatte sich als Liebhaber der Himmelskunde nach Vitoria begeben, versehen mit Fernrohr und verschiedenen andern Instrumenten.

Herr v. K. konnte mit seinem Windmesser weder in der Richtung noch in der Stärke des Windes eine Aenderung bemerken. Eben so erschien ihm in den Schatten der Blattläden nicht die Form der Sonnensichel, sondern die ganz gewöhnliche. Es ist indeß zu bemerken, daß er nicht an Bäumen, die auf unserm Beobachtungsplatze nicht zu finden waren, sondern an abgeschnittenen Zweigen beobachtete, bei denen die Schatten nur wenige Fuß von den Blättern entfernt waren.

Die Schatten erschienen auffallend schwarz und sehr scharf begrenzt.

Zu Polarisationsapparat (2 Turmalinplatten, eine roth, die andere grün, und einer zwischen beiden geschobenen Platte von isländischem Bergkrystall) ist keine Spur einer Polarisation an der Lichtkrone wahrgenommen worden.

Die Protuberanz im N. (die größte); anfangs 8 Grad, später 9 Grad rechts vom Vertikalpunkte der Mondscheibe, erschien  $\frac{3}{40}$  des Monddurchmessers hoch und wie ein Kegel mit abgerundeter Spitze, mit Hinzurechnung eines Untersaßes des Kegels, den Herr v. K. erst später bemerkte.

Das allgemeine Ansehen dieser sowohl als der übrigen, sanft rosenrothen Protuberanzen schildert der Beobachter als die durchsichtiger Glaskörper.

Ein Leuchten der Lichtkrone, etwa am Schatten der umgebenden Gegenstände, konnte er nicht wahrnehmen. Am Rande der verfinsterten Mondscheibe zeigte sich da, wo die Sonne zuletzt verschwunden war, ein sanfter Lichtschimmer (etwa ein auf der Retina noch haftendes Sonnenstachelbild? N.).

Herr Hermann Goldschmidt aus Paris.

Die so zahlreichen Planetenentdeckungen des Herrn H. Goldschmidt sind wohl keinem Leser unbekannt geblieben, neu aber wird es für Viele sein, daß er ein in Paris lebender deutscher Maler ist, und zwar ein sehr geschätzter, dessen Tableau's großen Beifall und Verbreitung finden. Zu seiner „Erholung“ entdeckt er Planeten und ist schon über das Duzend hinaus.

Sein fast wunderbar rascher und sicherer Blick, sein formen- und farbenkundiges Auge, sein glühender Eifer für die Wissenschaft mußte ihn gerade für dieses Phänomen als einen vorzüglich geeigneten Beobachter bezeichnen, und ich schätze mich glücklich durch meine Vorstellungen bewirkt zu haben, daß er sich zur Reise nach Vitoria entschloß.

Er hat über seine Beobachtung in der Zeitschrift „Cosmos“ einen Bericht erstattet, aus welchem hier ein Auszug folgt.

Der Mondrand erschien  $\frac{1}{2}$  Minute vor dem Beginne der Totalität unregelmäßig und etwas unbestimmt (déformé et indéterminé). Kleine graue Wölkchen zeigten sich nahe am Rande der Sonnenscheitel. Zwei dieser Wölkchen hafteten am Sonnenrande, die eine rundlich, die andere pyramidenförmig. Auf dem etwas hellern Grunde des Himmels setzten sie sich deutlich ab. Bald ward die Umgebung dunkler und die Wölkchen heller, sie schienen wie durchsichtiges Glas, und im Moment der Totalität färbten sie sich mit Rosenroth.

Nun zeigten sich auch an andern Stellen des Umkreises Protuberanzen etwas weniger hellroth als die Pyramide, namentlich eine aus gezähnten Theilen bestehend, fast wie Perlenreihen. Sie färbten sich allmählig, aber bald hatte die Mondscheibe sie verdeckt. Jetzt hatte auch die Lichtkrone sich in ihrem vollen Glanze gebildet. Sie erschien deutlich, in gelber Farbe und in allen ihren Theilen von gleich starkem Glanze.

Ihr Licht war dem Auge nicht lästig. Gegen N. sah man Strahlen, auf das Mondcentrum sich beziehend, gegen  $30^\circ$  am Umkreise herum, und an Intensität gegen N. hin abnehmend. Eine große leuchtende Masse zeigte sich gegen S., formirte sich in zwei gekrümmten Lichtbündeln nach S. D. und S. W., gegen S. concav, und vermischt mit hellen gelben Flöckchen.

Der südöstliche Bündel hatte große Aehnlichkeit mit dem südlichen Arme des Orion-Nebels. Auch im N. zeigten sich ähnliche, nur weniger bestimmte Erscheinungen, hier bildeten die Strahlen eine Art Parabel, deren Scheitel durch die Mondscheibe verdeckt war. Mit freiem Auge gesehen schien die Corona enger begrenzt als im Fernrohr.

Doch richtete Herr G. seine Aufmerksamkeit besonders auf die Protuberanzen im N., W. und S. Die imposanteste, als „girandole“ bezeichnete, im N., war unbeschreiblich schön. Sie schien aus feurigen Massen zu bestehen und aus ihrem Gipfel erhoben sich gegen Ende der Totalität blaßrothe, sächerförmige Lichtstrahlen. Diese verschwanden beim ersten Sonnenstrahle, doch nicht die Protuberanz selbst, die nur bleicher und ätherischer ward. Zur Linken zeigten sich gegen das Ende kleine Protuberanzen, aneinandergedrängt und von fast viereckiger Form. 4 Minuten 40 Secunden nach dem Ende der Totalität berührte die Spitze des Sonnenhorns diese noch immer nicht verschwundene Protuberanz; ihre weitere Beobachtung mußte jetzt aufgegeben werden. Die Höhe zu Anfang auf  $3\frac{1}{2}$ , gegen das Ende auf 4 Minuten geschätzt (was 24,000 Meilen in der Entfernung der Sonne, 60 in der des Mondes entspricht).

Eine zweite stand links in  $35^\circ$  Entfernung; Herr G. vergleicht ihre Figur mit der des Saturnzeichens und nennt sie „le crochet“; er schätzt sie auf  $3' 20''$ . Eine dritte kleinere, noch weiter links, ist als „le dent“ bezeichnet, sie ward auf  $2' 20''$  geschätzt. 11 Grad weiter links stand eine vierte kleinere, von fast quadratischer Form, und zwischen beiden zuletzt genannten schwebte eine vollkommen abge sonderte, rundlich gekrümmt, wie ein rothes Wölkchen. Ihren Abstand von der Scheibe schätzt Herr G. auf 2 Min.

Noch einige andere im SW. und S. zeigten sich; die des Ostrandes hat der Beobachter nicht untersucht.

Die Umrisse der Mondscheibe (grau auf etwas hellem Grunde) konnte Herr G. noch bis 11 Minuten nach dem Schlusse der Totalität erkennen.

Vom Zodiacallicht keine Spur. Die Farbe des Himmels im Zenith schwarzblau; im scharfen Contrast mit dem grünlich-gelb des Horizonts.

Zu einem spätern Schreiben an mich bemerkt Herr Goldschmidt, daß er drei Tableaux, Anfang, Mitte und Ende der totalen Finsterniß darstellend, der französischen Akademie überreicht habe.

Herr Guillier, Ingenieur, Geograph in Vitoria.

Er hatte auf meinen Wunsch insbesondere die Schatten beobachtet und die folgenden Resultate erhalten:

Während der Zunahme und bis kurz vor der Totalität war nichts Besonderes an den Schatten der Gegenstände zu bemerken. Nun aber wurden die Schatten sehr scharf und es verlor sich jede Spur des Halbschattens. Beim Wiedererscheinen eben so, nur daß jetzt ein wiewohl sehr schmaler Halbschatten sich zu zeigen begann.

Das Licht der Krone hat selbst von den größten Gegenständen, z. B. der auf dem Beobachtungsplatze errichteten Bretterhütte, keine Spur eines Schattens wahrnehmen lassen.

Herr Optiker Bianchi aus Toulouse.

In seinem etwa 50 Mal vergrößern den terrestrischen Fernrohr bemerkte er, 4—5 Secunden vor dem gänzlichen Verschwinden der Sonne, am Mondrande die schwarzen Bänder, die, beide Ränder verbindend, die noch etwa  $100^\circ$  umfassende Sonnensichel in Stücke schnitten. Sie erschienen stärker und gedrängter am untern Ende der Sichel. Gegen die Mitte hin hatten sie größere Zwischenräume; er konnte nicht wahrnehmen, wie es am obern Ende war. \*) Die Bänder wurden kürzer und bald war die Sonne ganz bedeckt. Sogleich sah man zwei „Berge“ am Rande der Scheibe aufleuchten, anfangs weiß und rosa, hernach rosa mit violett an den Rändern. Später schien das Violett sich zu verlieren und ein Roth mit Gelb an dessen Stelle zu treten, doch stets herrschte das Roth vor, und dem Anschein nach durchsichtig, wie eine Glasmasse im Fluß oder eine heftig glühende Kohle. Beide Pifs hingen durch ihre Basis zusammen und berührten sich zum Theil. Sie standen etwa 8 Grade rechts vom Zenith. Sie blieben unverändert während der ganzen Dauer der Totalität.

Auch die übrigen Protuberanzen hat Herr Bianchi gesehen, aber nicht so genau verfolgt, und er findet Aehnlichkeit zwischen den von 1842 in Marbonne gesehenen und den diesjährigen. Wohl ist die Aehnlichkeit der Gestalt bei einigen — nicht allen — keinesweges zu verkennen, was aber die Dexter der Protuberanzen betrifft, so zeigt sich keine Coincidenz zwischen beiden Finsternissen.

\*) Die Stelle, wo die Bänder am häufigsten sich zeigten, coincidirt mit dem Randgebirg d'Alembert an der Ostseite des Mondes, Vgl. meine Mappa Selenographica Bl. II. und III. M.

Herr Eugenio de Garaganza, Direktor des landwirthschaftlichen Instituts und Herr Geronimo Roure, Dr.,  
Lehrer an demselben.

Dieses Institut (Escuela practica de Agricultura) liegt in unmittelbarer Nähe Vitoria's und die oben Genannten haben das Verhalten der Thiere und Pflanzen während der Totalität beobachtet. Es ergab sich Folgendes:

Rindvieh, Pferde, Schafe und Hunde, sowohl in den Ställen als im Freien, blieben ruhig beim Fressen oder bei der Arbeit ohne irgend eine Beunruhigung zu verrathen.

Hühner suchten Verstecke und der Hahn krächte im Moment des Verschwindens, der Sonne: auch an andern Orten ward dies wahrgenommen.

Sperlinge hörten auf zu zwitschern, auch andre Sänger schwiegen, nur die Wachtel nicht. Raben suchten Schutz, und einige Fledermäuse kamen hervor.

Vier Schweine sprangen aus ihren Ställen beim Anbruch der Dunkelheit.

*Nyctago hortensis*, *cichorium intybus* und andere Compositen, die Nachts ihre Blüthen schließen, erlitten keine Aenderung, nur allein *malva vulgaris* schloß ihre Kelche und öffnete sie wieder beim Erscheinen des ersten Sonnenstrahls.

In demselben Institut sind auch Thermometer und andere meteorologische Instrumente genau und wiederholt beobachtet worden. Das Thermometer in der Sonne zeigte sein Maximum um 1 h 30' . . . + 20°, 8 R.; das Minimum während der Totalität + 13°, 5; und beim Ende der ganzen Finsterniß + 18°, 4. Das beschattete, doch gegen Reflexe nicht ganz geschützte Thermometer zeigte um 1 h 40' . . . + 20° R., um 2 h 49' . . . + 13°, 2 (Minimum) und zu Ende der Finsterniß . . + 15°, 4. Am Barometer ward keine Veränderung bemerkt, dagegen stieg das Saussure'sche Hygrometer von 48° auf 58°, welches Maximum eine Viertelstunde nach der Totalität eintrat.

Dr. Vicente Zabala, Pharmaceut.

Sobald Herr Zabala die Gewißheit erhielt, daß in Vitoria ein Congress von fremden Astronomen stattfinden werde, hatte er in seinem in der Vorstadt belegenen Landhause nebst Garten Vorkehrungen getroffen, um

an Thieren und Pflanzen Beobachtungen anstellen zu können. Sein Bericht sagt Folgendes:

Bretagner Kühe, 4 an der Zahl, ließen nichts merken, sondern weideten ruhig fort.

Zwei milchende Eselinnen desgleichen. Doch im Beginn der Totalität näherten sich die Jungen ihren Müttern, mit furchtsamer Miene Schutz suchend.

Eine Stute mit einem viermonatlichen Füllen verhielt sich eben so. Das munter umherspringende Füllen ward still und stand ganz ruhig neben der Mutter; so wie das Licht wieder hereinbrach, nahm es seine vorige Munterkeit wieder an.

8 Hühner suchten sämmtlich den Hühnerstall auf, den sie auch nachher nicht wieder verließen; von 16 Tauben kehrten nur 4 zu ihrem Taubenschlage zurück.

Ein Canarienvogel im Bauer versteckte seinen Schnabel unter den Flügel während der Dunkelheit; vor und nachher sang er ganz munter.

Sperlinge hörten zu zwitschern auf und Fledermäuse zeigten sich auf einige Minuten; Kaninchen ließen nichts merken.

Die Fliegen, die außerhalb des Stalles umherflogen, eilten in den Stall zurück.

Hunde, Katzen, Ratten wurden nicht beunruhigt, eben so wenig Schafe.

Schnecken, in feuchte Erde gesetzt, die den ganzen Tag ruhig geblieben waren, krochen während der Totalität hervor und machten sich an die zarten Pflanzen, retirirten aber sogleich, als der erste Sonnenstrahl hervorbrach.

Bienen kehrten eilig in ihren Korb zurück; einige, die ihn nicht rasch genug erreichten konnten, fielen zur Erde, doch ohne Beschädigung; denn als die Totalität vorüber war, flogen sie munter wieder auf.

Tagsschmetterlinge verbargen sich, Nachtschmetterlinge hingegen flogen herum und wurden als das Licht wieder hervorbrach, leicht gefangen.

An Regenwürmern, Blutegelein, Spinnen und Ameisen ward nichts bemerkt; eben so wenig an Fischen.

Eine Distel schloß ihre Blumenblätter, wie sie es in der Nacht thut.



Leicht könnte ich nun die Berichte, die ich hier ihrem wesentlichsten Inhalt nach aus Vitoria mitgetheilt, noch um eine bedeutende Zahl anderer, in Algier, am untern Ebro, in Valencia, in Castilien und an der spanischen Nordküste angestellten vermehren, obgleich der Bericht der Himalaya-Expedition, der wegen der großen Zahl (40—50) der Beobachter sehr umfangreich zu werden verspricht, noch nicht erschienen ist, doch würden die Wiederholungen dessen, was im Vorstehenden schon mitgetheilt ist, den Leser wenig interessiren, über die Abweichungen aber schon jetzt ein Urtheil abzugeben wäre voreilig und muß bis dahin, wo Alles vorliegt, verschoben werden. Denn auch aus Amerika und namentlich dem Oregongebiet sind Nachrichten zu hoffen. Einiges jedoch erlaube ich mir hier anzuführen.

Dem römischen Astronomen P. Secchi ist es in Mont S. Michel (bei Desierto de las Palmas) gelungen, die Lichtkrone vollständig zu polarisiren, indem er sich eines Nicol'schen Prismas bediente. Er zerlegte sie in zwei Bilder, das eine grün, das andre roth, mithin Complementärfarben, und so stark prononcirt, daß nicht der mindeste Zweifel blieb. Die Krone ist folglich weiß und das darin wahrgenommene Gelb kann nur eine schwache Nuance bilden, sie besteht ferner aus reflectirtem Lichte und ist keinesweges eine bloße Beugungserscheinung. Wenn nun aus obigen Berichten erhellt, daß Herr v. Rennenkampff eine solche Polarisation nicht gelang, so kann wohl nur die Verschiedenheit des Apparats die Ursache sein.

Ferner bemerkt Herr Paolo Bouvir, Ingenieur zu Palma (Majorca), daß er auf Mola de Andrada die totale Finsterniß in Gemeinschaft der dort stationirten Officiere beobachtet habe, und daß kurze Zeit vor dem Beginne der Totalität „une lumière tremblotante d'un saisissant effet“ wahrgenommen worden. Dies harmonirt mit der Wahrnehmung meiner Gattin und der des Herrn Prof. Weyer, die oben aufgeführt sind, so wie es auch mit einer andern 1842 in Narbonne wahrgenommenen Erscheinung im Zusammenhange zu stehen scheint. Dort bemerkte nämlich Bianchi unmittelbar vor dem Beginne der Totalität undulirende Schatten sowohl am Boden als an andern Gegenständen und selbst an der weißen Wäsche der Umstehenden. Diese leichten gleichsam hüpfenden Schatten machten namentlich der Kinderwelt, die sie zu haschen suchte, nicht wenig Vergnügen.

In Vitoria hatten wir Leinwand und große Papierbogen ausgebreitet; es wollte sich aber nichts von jenen Schatten zeigen. Wahrscheinlich war

die Helligkeit zu groß, denn in den meisten früher beobachteten totalen Finsternissen ist es beträchtlich dunkler gewesen als in Vitoria.

Ich habe es stets für Pflicht erachtet, bei ähnlichen Darstellungen die Schilderung der Phänomene nicht mit ihrer Erklärung zu vermischen. Mag immerhin erstere die letztere vorausahmen lassen — es ist dann um so weniger Grund vorhanden, voreilig darauf hinzuweisen. Man will zuerst wissen was Cajus gehört und gesehen; und erst nachher kann die Rede sein von dem was Cajus sich dabei gedacht. Und auch abgesehen davon werden treu und einfach mitgetheilte Beobachtungen ihren Werth nie verlieren, auch dann nicht, wenn längst unsre Erklärungsversuche durch bessere und wissenschaftlich begründetere ersetzt sind. Durch nichts aber wird die Treue einer Beobachtung mehr verdächtigt, als wenn man gleich in demselben Athem mit aller Gewalt seiner Meinung den Sieg verschaffen will, und es gewinnt den Anschein, als habe das Gesehene sich dem Gedachten accommodiren müssen und als habe man der Hypothese zu Liebe diese in das Phänomen hineinbeobachtet und die Natur zu der Antwort gezwungen, die man von ihr zu erhalten wünschte.

Ueberdies müssen wir es wohl aufgeben, alles Gesehene, namentlich in seiner zuweilen merklich verschiedenen Darstellung, jetzt schon vollständig erklären zu wollen. Unser Reichthum an Thatsachen erscheint nur äußerlich als ein solcher: in der That sind wir über den wahren Verlauf mancher hierhergehörigen Phänomene noch sehr wenig unterrichtet und zweifelsohne wird bei künftigen Gelegenheiten Manches sich zeigen, was noch gar nicht zur Sprache gekommen ist. Dies zur vorläufigen Antwort für die, welche die hier folgenden mehr oder minder wahrscheinlichen Erklärungen unvollständig oder sonst ungenügend finden. Wir zweifeln keinesweges an einem endlichen, vollständigen Gelingen: es wird eine Zeit kommen, wo man über das innere Wesen dieser Vorgänge eben so befriedigende Auskunft wird geben können, wie man sie jetzt über den Lauf der betreffenden Gestirne giebt. Aber vorgreifen läßt sich dieser Zeit nicht, und eben so wenig sicher angeben, wann, wie und wodurch die Endentscheidung herbeigeführt werden möchte. Einstweilen möge das hier Folgende als ein Versuch angesehen werden, hingegeben dem Urtheile der Leser, die unbefangen genug sind zu erwägen, in wiefern sie den Thatsachen genügend entsprechen und was in ihnen noch Mangelhaftes sei.

Die Lichtkrone war früher das einzige einer Erklärung bedürftige;

denn von den Protuberanzen war vor 1842 keine Rede. Ziemlich allgemein galt die noch von Wenigen bezweifelte Mondatmosphäre für die Ursache, und erst nachdem man alles genau geprüft und keine Mondatmosphäre gefunden hatte, gab man diese Meinung auf.

Aber wenn keine Brechungs-, so konnte doch das Phänomen eine Beugungserscheinung sein. Der Sonnenstrahl, durch einen dünnen Spalt hindurchgehend, oder längs einer scharfen Kante hinstreichend, veranlaßt Erscheinungen, die jeder leicht beobachten kann. Man mache im Fensterladen eines der Sonne zugewandten, aber verfinsterten Zimmers ein kleines rundes Loch, fange den hindurchgehenden Büschel Sonnenlicht durch einen Metallschirm mit einer feinen Spalte auf und stelle einige Fuß hinter diesem Schirme eine weiße Tafel auf, so wird man den schmalen hellen Streifen zu beiden Seiten von farbigen Linien begleitet sehen; schwache Spuren derselben zeigt diese Vorrichtung auch schon im unverfinsterten Zimmer. Eine solche Beugung am Mondrande, wo der Sonnenstrahl vorüberstreift, findet nun ohne Zweifel Statt und man hat sich alle Mühe gegeben, die bei einer totalen Sonnenfinsterniß vorkommenden Erscheinungen, zu denen nun auch noch die Protuberanzen kamen, ausschließlich durch diese Beugung zu erklären. Allein dies ist nie ganz gelungen, jede neue totale Sonnenfinsterniß bereitete den Vertheidigern dieser Meinung neue Verlegenheiten.

Eine Hypothese taugt sicher nichts, wenn sie fort und fort zu Nothsägen sich gezwungen steht, die sich nicht erhärten lassen; und wäre nicht die Annahme, daß hier nur optische Phänomene vorliegen, mit so großer Festigkeit und in fast verletzender Weise versucht worden — wir halten uns überzeugt daß, was diesmal erschien und wie es erschien, Niemand auf diesen Gedanken gebracht hätte. So aber werden sich die Verfechter dieser Ansicht nicht so rasch zur entgegengesetzten bekennen. Nun, sie haben zehn Jahre Zeit bis zur nächsten, für die Entscheidung dieser Frage wichtigen totalen Sonnenfinsterniß; sie haben Zeit uns die Mondberge und Mondthäler, die uns so wunderbare Formen — vorgespiegelt haben sollen, speciell nachzuweisen; vielleicht sogar die freischwebende Masse, zwischen welcher und dem Mondrande der weiße Grund der Corona gesehen wurde — in unsrer Zeit muß man an nichts verzweifeln.

Meines Theils habe ich keine Hypothese weder zu verfechten noch sie zurückzunehmen: denn ich habe mich für nichts definitiv entscheiden wollen,

bis es mir vergönnt war, eine totale Sonnenfinsterniß selbst zu beobachten. Alles lag so deutlich vor, daß ich vollkommen überzeugt sein kann, nichts in das Phänomen hin beobachtet zu haben; allein ich würde dies weit weniger sein können, hätte ich vorher irgend ein credo beschworen. Und jetzt kann ich nicht anders als mit aller Bestimmtheit aussprechen:

Die Protuberanzen gehören der Sonne an. Denn

- 1) der Mond schob sich deutlich über sie wie ein Schirm hinweg, wie er sich bei einer Stern- oder Planetenbedeckung über die hinter ihm stehenden Körper hinwegzieht.
- 2) Die große nördliche Protuberanz, wo der Sonnenrand der Bewegungsrichtung des Mondes parallel stand, verschob sich, mit dem Mondrande verglichen, eben so viel scheinbar nach rechts, wie der Mond nach links. Dies haben nicht allein die Beobachter in Vitoria, sondern auch die in Moncayo mit Leverrier arbeitenden Astronomen wahrgenommen.
- 3) Dieselbe Protuberanz war noch sichtbar in dem Augenblicke, wo der Mondrand sie ganz verließ und sie gleichsam nur noch am Sonnenhorn hing, wie am bestimmtesten Herr Winnecke in Pöbes, aber auch die Herren Goldschmidt und d'Arrest beobachtet haben.
- 4) Mit denjenigen Stellen des Mondrandes, wo sich Randgebirge befinden, coincidirt nur eine der beobachteten Protuberanzen und auch diese nur zum Theil. Es ist die von mir gezeichnete zweite am Ostrande, deren oberer Theil mit dem Randgebirg d'Alembert zusammenfällt. Alle übrigen und namentlich die große nördliche zeigten sich an Stellen, wo der Mondrand nichts oder so gut als nichts von Gebirgen zeigt.\*) Da wo das höchste und augenfälligste Randgebirg Dörfel sich zeigt, im SW. des Mondrandes, ist keine Protuberanz wahrgenommen worden.

Die Inflexion am Mondrande könnte möglicherweise rothe dem Rande parallele Säume bewirken, nicht aber diese an ganz bestimmten Einzelstellen, in schärfster Begrenzung und den mannichfaltigsten Formen auftretenden Hervorragungen.

\*) Vergl. meine Mappa Selenographica, Berlin 1836; und die Darstellung des Mond-Nordpols in meiner vergleichenden Selenographie, Berlin 1837.



## Die Lichtkrone.

Auch in dieser hat man ein rein optisches Beugungsphänomen und sonst weiter nichts sehen wollen. Es ist nun gewiß im höchsten Grade gezwungen zu nennen, zwei an Farbe, Form, Größe und gesammten Verhalten so total verschiedene Dinge, wie Protuberanzen und Lichtkrone, auf den gleichen optischen Ursprung zurückführen zu wollen, und der Gedanke ist unabweisbar, daß doch mindestens eins von Beiden nothwendig physische Realität haben müsse.

Nun ist allerdings zuzugeben, daß die Vertheidiger der optischen Hypothese hier nicht in so großem und entschiedenem Nachtheile stehen als bei den Protuberanzen, wo sie gradezu Alles gegen sich haben, während hier wenigstens Einiges für sie zu sprechen scheint. Man hat die Inflexion bei sogenannten künstlichen Sonnenfinsternissen geprüft. Protuberanzen hat man dabei nie, wohl aber etwas der Lichtkrone Aehnliches hervorgebracht. Aber war das etwas Anderes, als die von der nur künstlich im Fernrohr verdeckten Sonne erleuchtete Atmosphäre, und kann der Schirm im Brennpunkt des Fernrohrs verglichen werden mit dem 50,000 Meilen entfernten Monde?

Wir wollen nun nicht in Abrede stellen, daß bei dem Phänomen der Lichtkrone die Inflexion mitwirke oder doch mitwirken könne. Inflexion ist doch unleugbar vorhanden und es handelt sich nur um die Frage, ob ihre Wirkung groß genug sei um von uns noch wahrgenommen zu werden. Aber auch nur diese möglicherweise modificirende Mitwirkung kann zugegeben, nicht aber dem ganzen Phänomen die physische Realität abgesprochen werden. Bestände sie aus regelmäßigen radialen Strahlen, oder zeigte sie sich als ein ringsherum homogener formloser Lichtschimmer, so möchte die optische Erklärung genügen; gewiß aber nicht bei dem, was wir diesmal gesehen haben.

Man hatte die Beobachter aufgefordert sich zu vergewissern, ob die Strahlen der Lichtkrone sich auf das Mond- oder das Sonnencentrum bezögen, und es scheint also die Annahme vorgewaltet zu haben, daß eins von beiden bestimmt und ausschließlich der Fall sein müsse. Wir wüßten die Frage nur dahin zu beantworten, daß wir eine Menge einzelner Strahlen und ganzer Strahlenbündel gesehen haben, die weder zum Sonnen- noch zum Mondcentrum convergirten, ja sich zum Theil deutlich durchkreuzten; daß wir gekrümmte und zwar mehrfach gekrümmte, über das Ganze hinauslaufende Strahlen wahrgenommen haben, wie die oben gegebenen Beschrei-

bungen darthun. Man könnte geneigt sein an Cirruswolken zu denken, die unsrer Atmosphäre angehören, und in der That hatten einige in der Lichtkrone wahrgenommene Figuren einige Aehnlichkeit mit sogenannten Windbäumen. Aber abgesehen von dem Umstande, daß die nähere Umgebung des Phänomens ganz heiter erschien, so widerspricht schon die außerordentlich scharfe Begrenzung, mit der sich selbst im Fernrohr alles Detail der Lichtkrone zeichnete, dieser Annahme.

Man hätte einen ganzen Tag haben mögen, um diese reichen und prachtvollen Gestalten genau zu messen und abzuzeichnen. Dies wird uns zwar nie vergönnt sein, denn 3—4 Minuten ist eine Dauer die bei totalen Sonnenfinsternissen nie erheblich überschritten werden kann, allein einer noch mehr vervollkommeneten Photographie wird es möglich sein uns dieses Detail zu geben, denn daß die Krone, wenn auch nur in sehr vollkommenen Apparaten, darstellbar ist, haben die bisherigen Proben dargethan.

Wenn wir nun Beides, Lichtkrone und Protuberanzen, der Sonne vindiciren, so wird diese allerdings zu einem sehr zusammengesetzten Körper. Die Hüllen, welche sie umgeben, erhalten eine Ausdehnung, die ihren eigentlichen Kern etwa in demselben Verhältniß übertrifft, wie die Ringe den Saturn übertreffen. Indessen liegt darin sicher nichts Widersprechendes oder selbst nur Unwahrscheinliches. Auch die Hauptplaneten sind nicht so einfach als ihre Trabanten; sie sind von Atmosphären umgeben, die unser Mond ganz bestimmt, und die übrigen wahrscheinlich entbehren, es wäre also, wenn man Analogien gelten lassen will, nur einfach consequent, der nächst höheren Ordnung der Weltkörper eine noch zusammengesetztere Umhüllung zu geben.

Als ein Beugungsphänomen möchte namentlich die Erscheinung der intermittirenden Lichtstrahlen zu betrachten sein, die am ausführlichsten in dem Berichte meiner Gattin dargestellt ist. Der Umstand, daß das Phänomen nicht während, sondern nur vor (oder vor und nach?) der Totalität wahrgenommen worden, scheint anzudeuten, daß es nur bei einer bestimmten Richtung der Sonnenstrahlen bezüglich zu dem uns als Rand erscheinenden Mondmeridian gesehen werden kann, und andrerseits ergeben Versuche, daß ganz ähnliche Erscheinungen künstlich durch Inflexion erzeugt werden können. Hätte das Phänomen ein reelles physisches Substrat, so wäre es schwierig, sein plötzliches Verschwinden im Moment des Anfangs der Totalität zu erklären, da ja der Mond es nicht bedeckte.

Indeß ist damit, daß man das Phänomen der Sonne vindicirt, bei weitem nicht alles erledigt. Denn es entsteht nun die weitere Frage: in welcher Art man sich diese Abhängigkeit denken soll? Sind z. B. die Protuberanzen gasförmige, flüssige oder gar feste Massen? Oder giebt es für sie noch einen vierten, unsrer Erde ganz fremden Aggregatzustand? Hängen sie vielleicht mit den Sonnensackeln zusammen und wenn dies ist, was sind diese Sackeln selbst? Ist ferner die Erscheinung veränderlich, und in welchem Grade? Leverrier hat sie Sonnenwolken genannt: ist diese Benennung speciell gerechtfertigt? Man sieht, es bleibt noch sehr viel zu thun, und noch manche totale Sonnenfinsterniß wird verfließen müssen, ehe ein weiterer wesentlicher Fortschritt auf diesem Felde gemacht werden wird.

Was namentlich die vermuthete Identität der Protuberanzen mit den Sonnensackeln betrifft, so muß bemerkt werden, daß diese Erklärung eine Schwierigkeit nicht wohl wird beseitigen können. Sonnensackeln wie Sonnenflecken zeigen sich fast nur innerhalb zweier Zonen, bis zu 25° höchstens 30° der heliographischen Breite nach N. und S. reichend. Die Mittelzone, die des Aequators, zeigt beträchtlich weniger Flecke und Sackeln, die weiter nach N. und S. liegenden Regionen gar keine, oder doch nur als allerseltenste Ausnahme.\*) Eine solche Beziehung nun wird bei den Protuberanzen entschieden vermißt: sie haben sich bei dieser wie bei frühern Finsternissen in den polaren Gegenden des Sonnenrandes eben so wohl als in den aequatorialen oder den mittlern Breiten, die den gemäßigten Zonen unsrer Erde entsprechen, gezeigt. Eben so scheint die Größe der Protuberanzen und namentlich ihre oft sehr bedeutende ununterbrochene Ausdehnung längs des Randes mit der meist weit geringeren der Sackeln nicht zu stimmen. Bei der diesjährigen Finsterniß betrug die Ausdehnung einer gebirgsähnlichen Protuberanz im NW. gegen 25 Grad.

Möglich jedoch, daß das eigentliche Substrat der Sonnensackeln ausgedehnter und eben so weiter verbreitet ist, als wir es wahrnehmen; daß uns nur der augenfälligste Theil und dieser nur unter nicht zu schrägem Visionradius zu Gesicht kommt. Der Gegenstand bedarf jedenfalls einer strengern Untersuchung.

In Vitoria sind während der Totalität 12 (in Briviesca 11, an andern Orten nur 5) Sterne gesehen worden, darunter Sterne 2. und selbst einer der 3. Größe. Wenn man in unsern Breiten mit bloßen Augen solche

\*) Nur eine Beobachtung eines Sonnenflecks in höhern Breiten ist constatirt: vor mehr als 100 Jahren sah Lahire einen solchen unter 70° N. B. der Sonnenkugel.

Sterne steht, kann man gewiß nicht mehr seine Schrift lesen oder die Secunden eines Chronometers markiren ohne künstliche Beleuchtung. Daß dies in Vitoria möglich war, ist sicher eine Folge der weit größeren Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft. Der Unterschied würde in einem günstigeren Jahre und in einem noch südlicher gelegenen Theile des Landes sicher noch viel schlagender sich gezeigt haben; und es ergibt sich also auch hier die Mahnung, Fernröhre größter Dimension nur in solchen Erdstrichen aufzustellen, die dem Aequator näher als dem Pole liegen.

Woher nun aber die diesmal so geringe Dunkelheit?

Der Durchschnitt des Mondschattenkegels, da wo er diesmal die Erdoberfläche traf, hatte einen Halbmesser von 8 Meilen. Die große Halbaxe der Schattenellipse (mit der er in schräger Richtung die Erde traf) erreichte in Spanien höchstens  $9\frac{1}{2}$  Meilen, und Vitoria lag  $4\frac{1}{2}$  Meilen von der nördlichen Grenze des Schattens. Mithin konnten vom Horizont her die dort erleuchteten Luftmassen noch beträchtlich viel Licht in den so sehr beschränkten Mondschatten hineinreflectiren. In Brest-Litowsk befand ich mich im Centro eines Schattens von 15 Meilen Halbmesser, den die schräge Richtung auf der Erdoberfläche nach N. und S. hin bis zu 20 Meilen vergrößerte. Hier war es nicht wohl möglich, daß von so entfernt liegenden Luftmassen Licht in einigermaßen merklicher Quantität nach meinem Standpunkt hin reflectirt werden konnte. In polaren Gegenden kann sich die große Halbaxe des Schattens bis auf fast 100 Meilen erweitern, jedoch nur in solchen Finsternissen, die sich nahe am Horizont ereignen.

Die veränderten Farben des Himmelsgrundes, der Wolken, der fernen Berge u. s. w. erklären sich hinreichend durch eben diese eigenthümliche Mischung von Licht und Dunkel. In Brest-Litowsk wurden die Farben nicht verändert, sondern vernichtet, so daß nur die hellsten (z. B. das hellgelbe Kleid einer anwesenden Dame) nicht ganz und gar im Dunkel verschwanden, sondern noch hindurchschimmerten.

Bei ganz wolkenfreiem und eben so bei ganz wolkenbedecktem Himmel ist größere Dunkelheit zu erwarten als bei einem nur theilweise heitern, wie er sich in Vitoria zeigte.

In dieser verhältnißmäßig geringen Helligkeitsverminderung ist nun auch wohl ausschließlich der Grund zu suchen, weshalb die Affection der organischen Natur, also der Thier- und Pflanzenwelt, verhältnißmäßig so gering war. Was die Thierwelt in Unruhe und Verwirrung bringt, ist nicht das großartige, seltene Phänomen; denn nur der Mensch wendet seine



Augen gen Himmel, nicht das ausschließlich der Erde gehörende und den Blick zur Erde richtende Thier. Wäre es anders, wirkte das Phänomen als solches und unmittelbar, so würde da, wo es wegen ungünstigen Himmels nicht zu sehen ist, wenig oder nichts, da hingegen, wo es in seiner ganzen imposanten Pracht sich darstellt, das Maximum von Affection bemerkt werden. Umgekehrt zeigten sich in Brest-Litowsk weit mehr und stärkere Spuren einer solchen Wirkung als in Vitoria. Dagegen ist unverkennbar, daß der Grad der hereinbrechenden Dunkelheit den Maßstab für diese Wirkungen abgibt. In Vitoria wurden größere Quadrupeden so gut als gar nicht, kleinere Thiere verhältnißmäßig wenig afficirt; am meisten noch Vögel und Insecten; und nur der Kelch der Malve und einer Distel war geschlossen, keiner andern Blume. Das Thier hat eine Vorempfindung von den Wetterveränderungen und weiß sich gegen sie meistens zu schützen; von dieser zur Tageszeit nicht passenden Dunkelheit hat es dagegen keine Vorempfindung, daher seine Ueberraschung, Unruhe und Verwirrung. Wäre — wie die Vorzeit es annahm — eine wirkliche Veränderung in der Atmosphäre damit verbunden, so würden diese Affectionen wohl nicht ohne alle Nachwirkung bleiben. Aber nie ist eine solche wahrgenommen worden, das erschreckte, beunruhigte, doch körperlich nicht verletzte oder geschwächte Thier nimmt seine vorige Munterkeit augenblicklich wieder an, so wie die Totalität vorüber ist. Nichts in der Natur ist anders geworden, nichts bewahrt den Eindruck des Vorganges, bleibend und unvergänglich ist er nur für den, der das Große und Schöne zu empfinden und im fühlenden Herzen zu bewahren weiß.

---

Zum Schluß folge hier noch das Inserat, welches wir nach gemeinsamer Berathung in die spanischen Blätter einrücken ließen.

Les astronomes des divers pays, qui s'étaient assemblés à Vitoria pour l'observation de l'éclipse du soleil, retournent maintenant à leur patrie, bien heureux d'avoir été favorisés par la clarté inattendue du ciel, qui leur a procuré un résultat aussi satisfaisant.

Avant leur départ il leur tarde bien d'exprimer publiquement toute la reconnaissance, de laquelle ils sont pénétrés pour tant de marques de bonté, de bienveillance et de soins prévenants que le gouvernement espagnol, les chefs des divers ressorts, de même que toutes les personnes qui se sont chargés d'une manière aussi aimable à leur

être utiles, ont daigné leur porter en intérêt de la science, qui est de tous les pays.

Puissent les habitans de ces belles contrées, si dignes des dons abondants de la nature, jouir en paix, santé et bonheur de toutes ces bénédictions du ciel, en conservant un obligeant souvenir des étrangers, qui leur adressent en partant les plus sincères adieux.

Mädler, Directeur de l'observatoire Impérial de Dorpat.

G. de Rennenkampff.

H. A. Goodwin.

Prof. Weyer, de l'université de Kiel.

J. S. Perowne.

Th. N. Thiele, Cand. astr.

H. Goldschmidt, de Paris.

d'Arrest, Directeur de l'observatoire Royal de Copenhague.

G. Bianchi, de Toulouse.

G. Schultz, de Hanovre.

C. Schulz, de Hanovre.

Mädler.

## Rückblicke auf die Entwicklung der kurländischen bäuerlichen und Güterverhältnisse seit 1817.

---

Unsere Zeit lebt rasch. Zustände, welche noch die jetzige Generation gesehen hat, kommen ihr bereits so abgethan, so ganz in das „todte Archiv“ gelegt vor, daß sie sich des Zusammenhangs derselben mit der Gegenwart kaum bewußt ist. Vergessen wir aber nicht, wenn uns die mit diesen neuen Zuständen, wie mit allen menschlichen Dingen, verknüpften Mängel und Uebelstände drücken, daß auch die früheren Verhältnisse ihre so schlimmen Seiten hatten, daß wir sie schwerlich gegen die jetzigen würden eintauschen wollen. Nur ein moderner Epimenides, der die letzten 43 Jahre verschlafen hat, wird jetzt noch die Zeiten der bäuerlichen Leibeigenschaft zurückschreien; und doch gab es vor 1817 nicht wenige wohlwollende und besonnene Männer, die nur mit schwerem Herzen einer Umgestaltung entgegenzusehen, deren Folgen sich nicht so leicht übersehen ließen.

So erscheint denn jetzt auch die Frohne in den meisten Gegenden Kurlands bereits als ein gänzlich überwundener Standpunkt, auf den Niemand, der andere Wirthschaftsmethoden eingeführt hat, mehr zurückkommen mag. Und doch war noch vor ganz kurzer Zeit viel Streit darüber, ja er waltet zum Theil noch jetzt ob.

Es ist ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände und sieht fast wie eine Ironie der Geschichte aus, daß der Kaiser Alexander I. gerade in derselben Zeit die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen

durchführte, in welcher er von den liberalen Bestrebungen des Auslandes sich immer herber abwandte. Wie fern liegen jene Zeiten nach den Befreiungskriegen hinter uns, wenn wir auch durch neue, an jene wieder anknüpfende politische Constellationen an sie erinnert werden! Im inneren Leben unserer Provinzen vollzog sich damals eine Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse, an deren Ende wir noch lange nicht angekommen sind, mag auch mancher kurzstichtige Dilettant in unserer kleinen Politik im Stillstehen oder gar im Zurückgehen auf die früheren Ordnungen die einzige Waffe gegen die nothgedrungene Fortentwicklung heutiger Zustände erblicken wollen. Sehen wir nun zu, wie jene Zeiten beschaffen waren, welche dieser und jener laudator temporis acti als Ideal uns einreden möchte; wir hoffen, daß je lebendiger wir uns vergegenwärtigen, wie grundverschieden die jetzigen ökonomischen Zustände von denjenigen sind; nicht wie sie vor etwa 40 Jahren bestanden, sondern welche einer viel kürzeren Vergangenheit angehören, wir immer mehr uns dessen bewußt werden müssen, wie es keiner Zeitperiode gegeben ist, sich in ruhiger und beschaulicher Behaglichkeit des gesicherten Bestzes zu erfreuen, sondern daß neue Zustände auch neue Pflichten auferlegen. Wir müssen unsere Leser indessen darauf vorbereiten, daß sie in dem hier folgenden Rückblicke nichts Neues, sondern meist sehr Bekanntes finden werden, und daß das Verdienst dieses Aufsatzes, wenn er überhaupt eines hat, gerade nur in dem Zurückrufen des Bekannten, ja Miterlebten und in dem Anknüpfen des jetzigen Zeitgewebes an die uns noch recht nahe liegenden Ausgangspunkte besteht. Wer neue Lehren und unerwartete Paradoxen sucht, mag diese Seiten gestrost überschlagen.

Nachdem der europäische Staatenbestand vom Ende des vorigen Jahrhunderts an mehr als 20 Jahre hindurch in fast beständigen Kriegen zerrüttet worden war, trat nach dem Sturze des ersten Napoleon tiefer Friede ein. Die Getreidepreise waren in den von jenen Kämpfen unmittelbar nur in sehr geringem Grade berührten Ostseeprovinzen auf eine Höhe gestiegen, welche ihre natürliche Erklärung in den Bedürfnissen der Ernährung großer Heere und in dem Umstande findet, daß bald nach dem Frieden schwere Mißwachsjahre in Deutschland eintraten. In nothwendigem Zusammenhange hiermit hatten sich die Güterpreise in Kurland am Ende des zweiten Jahrzehnts des jetzigen Jahrhunderts zu verhältnißmäßig sehr beträchtlicher Höhe hinaufgeschwungen; mit sehr erklärlichem, sich in ähnlichen Lagen stets wiederholendem Optimismus hielt man ein Sinken derselben nicht für wahr-

scheinlich, ja kaum für möglich. Da erfolgte der Rückschlag. Die Getreidepreise fielen immer tiefer. Die Gutbesitzer waren nicht im Stande, die durchweg nach dem Maßstabe von 6 % bemessenen Zinsen des Kaufwerthes ihrer Güter zu bezahlen; die Capitalisten kamen nicht schnell genug zu der Einsicht, daß es in ihrem eigenen Vortheile liege, durch freiwillige Herabsetzung des Zinsfußes wenigstens den Versuch zu machen, ihren Schuldnern die Erhaltung im Grundbesitze zu ermöglichen; mit reißender Geschwindigkeit brach eine Anzahl von Concursen aus, welche noch durch ein anderes, der Jetztzeit kaum mehr verständliches Moment gefördert wurden. Es gab damals kein sofort flüssig zu machendes Werthpapier in Kurland! Livland hatte zwar schon Pfandbriefe, sie waren aber in Kurland fast gar nicht verbreitet, der Zinsfuß von 5% erschien zu gering und Staatspapiere waren vollends so unbekannt, daß noch im Anfange der dreißiger Jahre ein großes Geldgeschäft, die Abwicklung eines Concurses, in einem uns bekannten Falle mehrere Monate verzögert wurde, weil niemand der Interessenten wußte und selbst in Mitau nicht genau erfahren konnte, welcher Werth und welche Umsatzmöglichkeit den Lombardbilleten beizulegen sei, die eine das in Rede stehende Arrangement beabsichtigende Militärperson als Zahlungsmittel vorlegte! Es erklärt sich, daß bei diesem gänzlichen Mangel liquider Werthpapiere in Kurland Capitalvermögen nur in verhypothecirten Obligationen vorhanden war und daß daher, so oft solche gekündigt, „aufgesagt“ wurden, der Schuldner, wenn er den entsprechenden Betrag nicht in baaren Ersparnissen bei sich liegen hatte, sich an einen Dritten wenden mußte, welcher in der Regel eben so wenig sich im Besitze solcher Baarsummen befand und hinwiederum durch Kündigung eines entsprechenden Capitals gegen einen seiner Schuldner diesen in gleiche Verlegenheit des Auffuchens von baarem Gelde brachte, und so fort. So kamen denn häufig genug eine Menge von Schuldnern in Verlegenheit, weil ein Gläubiger ein Capital einziehen wollte und niemand da war, der, ohne seinerseits eine hypothekarische Forderung einzuziehen, ausshelfen konnte!

Die jetzige Generation hat kaum eine Erinnerung, jedenfalls kein aus eigener Anschauung hervorgegangenes Bewußtsein der furchtbaren Calamitäten jener bösen zwanziger Jahre in Kurland. Die Korn- und Güterpreise waren zu einem uns jetzt nicht möglich erscheinenden Minimum gesunken, die Bauern mit wenigen Ausnahmen arm, ja die Dotation der Gesinde fast nirgends ausreichend, um dem Bauer neben der Bebauung der eigenen Felder die Arbeit

ten für den Hof zu ermöglichen und noch einen Ertrag zum Unterhalte der Gefindesbewohner übrig zu lassen; die Bauervorrathsmagazine genügten fast durchweg nicht zur Bestreitung des nöthigen Vorschusses, der Hof mußte eintreten in der höchst unsichern Aussicht, jemals einen Ersatz dafür zu erhalten; der nothwendige „Bauervorschuß“ war ein Moment, welches die ohnehin schon geringen Gutsrevenueen auf ein bis zur Null, ja unter dieselbe herabsinkendes Niveau reducirte. Derselbe Uebelstand machte sich bei den Kronsgütern fühlbar. Tausende von Rubeln hatte jeder Arentator von der Bauerenschaft der von ihm gepachteten Domaine bei seinem Abzuge zu fordern, von denen auch nur den kleinsten Theil einzucassiren er so gut wie gar keine Hoffnung hatte. Es kam so weit, daß niemand die Kronsgüter für den nach frühern Verhältnissen berechneten Preis in Arente nehmen wollte und der Finanzminister sich entschließen mußte, sie „auf den Zehnten“ in Administration zu geben, woraus natürlich ein beständiger Kampf zwischen der Domainverwaltung und den Administratoren über die Richtigkeit der Rechnungslegung und die Frage hervorging, welche Abzüge sich der Verwalter gefallen lassen müsse, um den Rohertrag auf denjenigen reinen Gewinn herabzusetzen, von welchem ihm seine Quote zukommen sollte.

Vergleichen wir mit diesen trostlosen, noch nicht 30 Jahre hinter uns liegenden Zuständen die jetzigen: so werden wir uns um so mehr des gewaltigen Umschwunges bewußt werden, welchen die ökonomischen Verhältnisse seit jener Zeit gewonnen haben.

Der erste Anstoß hierzu ging vom kurländischen Creditverein aus, mit dessen Errichtung (1830) die „Concurszeit“ abschloß. Es trat ein bewegliches und doch mit hypothekarischer Sicherheit versehenes Papier auf, welches die Furcht vor Kündigungen beseitigte; auch die Capitalisten waren mittlerweile durch die in den Concursen erlittenen Verluste nachgerade verständlich genug geworden, um einen geringern Zinsfuß mit Sicherheit für Capital und Renten einem unsichern höhern vorzuziehen.

Bekanntlich ist die Sicherheit der Pfandbriefe darin begründet, daß eine Anzahl von Gütern einen Creditverein bildet, indem auf jedes einzelne Gut nach gewissen Taxprincipien eine Summe Geldes gegen die darauf als erste und privilegirte Hypothek eingetragenen Obligationen (Pfandbriefe) dargeliehen wird, für welche Schulden der ganze Creditverein solidarisch haftet, so daß, wenn auch eine augenblickliche Zahlungsstockung bei einem oder dem andern zum Verein gehörenden Gute eintritt, die an-

den solidarisch dafür verhafteten Güter für dasselbe einstweilen die Zinsen zahlen und sich dafür wieder aus der durch ihre Beamten geleiteten Bewirthschaftung oder nöthigenfalls aus dem Verkaufe des Gutes bezahlt machen. Der Taxwerth der Güter d. h. der durch Pfandbriefe beschuldbare Betrag, ist ein verhältnißmäßig geringer und nur so weit bemessen, daß es sich voraussetzen läßt, es werde das bezügliche Gut niemals unter diesem Preise verkauft werden. Die Pfandbriefe können zwar, wenn nicht eine zeitweilige Unkündbarkeit ausbedungen worden, gleich andern Obligationen gekündigt werden, indessen wird der Inhaber derselben nicht leicht zu diesem äußersten Mittel, sein Capital baar ausgezahlt zu erhalten, greifen, eben weil sich an der Börse und im gewöhnlichen Geschäftsverkehr in der Regel genug Abnehmer finden werden, um dem Besitzer von Pfandbriefen die sofortige Verfilberung derselben zu ermöglichen. Waren nun hierdurch die Pfandbriefschuldner, die den Creditverein bildenden Güter, vor den Verlegenheiten gesichert, die ihnen früher aus Capitalrückstellungen erwachsen konnten, so gedieh das Institut selbst so schnell und gewann so bald an Ausdehnung, eigener Zuversicht und Sicherheit in der öffentlichen Meinung, daß wenige Jahre nach Errichtung des furländischen Creditvereins der Zinsfuß der Pfandbriefe von 5 auf 4 % herabgesetzt werden konnte. Da indessen beinahe eine Million Rubel S. von den Pfandbriefsinhabern in Folge dieser Herabsetzung gekündigt wurde, sah sich der Creditverein veranlaßt, für diese Summen besondere, für eine Reihe von Jahren unkündbare Pfandbriefe zu emittiren und sie etwas unter dem Nominalwerthe durch Vermittelung des Berliner Banquierhauses Mendelssohn u. Co. an den Markt zu bringen. Durch diese Maßregel wurde die durchgängige Herabsetzung des Zinsfußes auf 4 % zwar bewerkstelligt, indessen mußte für den gekündigten Betrag noch eine besondere Vergütung, bestehend in der Coursdifferenz von nicht voll 2 %, mit welcher diese unkündbaren Pfandbriefe Abgang fanden, ein für alle Mal entrichtet werden, so daß diese Maßregel also dasselbe Resultat hatte, als wenn für die gekündigten Summen etwa noch 2 Jahre 5%, sodann 4 % Renten gezahlt worden wären. \*)

\*) Es wurde übrigens nach der Herabsetzung des Zinsfußes der Pfandbriefe von 5 auf 4 % das Axiom geltend gemacht, jedoch ohne zu praktischer Anwendung durchzubringen, daß, weil eine zu 5 % zu verrentende Schuld eben so viel Zinsen erfordere als eine um  $\frac{1}{4}$  höhere, zu 4 % zu verzinsende, nunmehr auch ohne weiteres der Taxwerth der Güter des Creditvereins um  $\frac{1}{4}$  erhöht und auf jedes Gut eine um so viel höhere Pfandbriefs-

Bald nach Errichtung des Creditvereins war die transitorische Periode der Bauernfreiheit zu Ende gegangen und der definitive Freiheitszustand eingetreten. Es ergab sich die Nothwendigkeit, an Stelle der bis dahin in Geltung gewesenen Gehorchstabellen besondere Pachtcontracte mit den Inhabern der Bauergestüde zu schließen. Die Landwirthschaft hatte mittlerweile einen Aufschwung zum Besseren erfahren, der Kartoffelbau im Großen und die Ersezung der nur bei sehr ausreichendem Heuertrage vortheilhaft erscheinenden Dreifelderwirthschaft durch andere Rotationsysteme, welche die Aufgabe der Erzielung gehöriger Düngung durch Mehrfelderwirthschaft und Futterkräuterbau löseten, fingen an ihre Wirkungen zu äußern; der Ertrag der Güter wurde durch die ermöglichte Aufreißung des Weidelandes und Hineinziehung des darin gewonnenen Terrains in geregelte Ackerwirthschaft bedeutend gehoben. Auch die Kronsdomainen warfen nun größeren Ertrag ab, so daß das Ministerium wieder zum Aрендensystem zurückkehrte; die bisherige Oekonomieabtheilung des Kameralhofes und

schuld contrahirt werden könne. Diese Ansicht überfiehet einen Factor: die Nothwendigkeit nicht bloß der Verzinsung, sondern auch der dereinstigen Rückzahlung des Capitals. 20,000 5 Rbl. zu 5% erfordern zwar eben so viel Zinsen als 25,000 zu 4%, aber bei der Kündigung des Capitals sind doch im letzteren Falle wirkliche 5000 Rbl. mehr als im ersteren heimzuzahlen. Nur alsdann ist in der That keine größere Last vorhanden, wenn dieses höhere Schuldcapital so lange nicht zurückgefordert werden darf, bis durch einen außer der Verzinsung noch alljährlich beizulegenden Tilgungsfonds der Schuldner sich die Mittel zur Rückzahlung des Capitals für den Zeitpunkt schafft, wo dasselbe gefordert werden darf. Wäre es daher möglich, eine Anleihe unter solchen Bedingungen, sei es auch etwas unter pari, zu negociiren, daß die darüber auszustellenden Obligationen etwa auf 41 Jahre unkündbar emittirt und in dieser Zeit mit 4% verzinst, zugleich aber ein fünftes Procent als Tilgungsfonds abgelegt würde: so wäre wirklich ein Gut, welches in der ersten Zeit nach Errichtung des Creditvereins (wo noch außer der Verzinsung mit 5% ein Beitrag zum Tilgungsfonds gezahlt werden mußte, um in spätestens 50 Jahren die ganze Pfandbriefschuld zu tilgen) mit 20,000 Rbl. Pfandbriefen belegt war, ganz eben so stark belastet, wie jetzt ein Gut, welches 25,000 Rbl. zu 4% verzinst und 1% jährlich zum Tilgungsfonds so lange zahlt, bis derselbe die ganze Schuld absorbt hat, wohlzumerken, wenn in der Zwischenzeit keine Capitalrückzahlung statt haben kann. Ließen sich derartige Pfandbriefe auch nur mit etwa 2% Verlust an den Markt bringen, so wäre das ungefähr eben so viel, als wenn das Capital zwei Jahre hindurch mit 5% und nur die übrigen 39 zu 4% verzinst werden müßte. Dennoch ließe sich gegen die auf diese Berechnung gebaute Erhöhung des Tagwerthes der Güter der Einwand erheben, daß die Nothwendigkeit, dereinst wieder zu fünfprocentiger Verzinsung zurückzukehren, nicht undenkbar ist, alsdann aber der erhöhte Tagwerth nicht mehr die nämliche Sicherheit bieten würde. Ob dagegen wieder der überhaupt gesteigerte Güterwerth in Betracht komme, scheint eine „offene Frage“.



das davon gesonderte Oberforstamt wurden durch den Domainenhof und die Meß- und Regulirungscommission ersetzt, mit der Tendenz, rationelle Grundsätze für den Zins der in abgesonderte Pacht zu vergebenden Gefinde der Kronsgüter aufzufinden und die zahlreichen Weide- und Holz-Servituten (welche letztere übrigens schon durch die im Jahre 1803 thätig gewesene i. g. Djerowsche Commission festgestellt waren) zu reguliren und abzulösen. Es dauerte indessen noch etwa 20 Jahre, ehe die Grenz- und Servitutsstreitigkeiten zwischen Kronsz- und Privatgütern, welche bei Errichtung der Meß- und Regulirungscommission der Entscheidung der bis dahin competenten Oberhauptmannsgerichte entzogen waren, anfangen konnten durch Kronsschiedsgerichte abgeurtheilt zu werden; für welche die Krone den einen und die Privaten den andern Richter ernannte. Ein Oberschiedsgericht bildete die Revisions-Instanz, und mittlerweile wurde es bis zur Anstellung von Kronsschiedsrichtern nöthig, provisorische Bestregulirungen den Oberhauptmannsgerichten zu überweisen.

Noch jetzt wird aber ein Gesetz vermißt, welches die künftige Erwerbung von Servituten durch Erziehung, sei es auch durch anfänglich widerrechtliches, doch jahrelang fortgesetztes Aneignen, verbietet. Eine fortgeschrittene Landwirthschaft, wie die jetzige, kann bei solchen Erwerbungs-möglichkeiten nicht bestehen. Die bis jetzt nach der gegenwärtigen Sach- und Rechtslage einmal existirenden und nicht abgelösten Servituten müssen conservirt werden, denn sie können rechtlich erworben und nur der Nachweis dieses Titels nicht möglich sein — beiläufig bemerkt: eines der schlagendsten Argumente für die Nothwendigkeit der Verjährung —; damit verträgt es sich aber ganz wohl, daß man nun „einen Strich macht“ und alle Servituten zwischen Kronsz- und Privat-Gütern oder diesen letzteren unter einander feststellt, so daß neue fortan nur durch schriftliche Uebereinkunft und Eintragung in die Hypothekenbücher gültig entstehen können, wie dies häufig genug in besondern Verträgen abgemacht zu werden pflegt. Das Gesetz ist aber das beste, welches der Sitte nachkommt.

Aus sehr vereinzelt Anfüngen im Erwahlenschen Kirchspiele, wo, wenn wir nicht irren, zuerst die Herrn von Sahn auf Postenden und von Bach auf Poperwahlen den Versuch der Ersetzung der dem Verpflichteten mehr kostenden als dem Berechtigten einbringenden Frohne durch Vergebung der Bauerhöfe in Geldpacht machten, hatte sich ein immer tiefer in die ganze Landwirthschaft eingreifender Betriebsumschwung gebildet. Auch hier gab es Uebergänge, indem die neuen Zinspächter außerdem theils noch

einige Frohnen (wie z. B. für die Heuernte) zu leisten hatten, theils mit dem Hofe gemeinschaftlich Knechte halten, d. h. denselben Wohnung und Lohn geben mußten, die Benugung ihrer Kräfte aber etwa Woche um Woche mit dem Hofe theilten, oder indem der Hof die unmittelbar für ihn arbeitenden Knechte auf Land setzte. Hierdurch nun hat sich bis jetzt in immer fortschreitender und durch keine äußere Einmischung gestörter Entwicklung ein augenscheinlich gedeichlicher Zustand hergestellt; der Wohlstand des Bauern hat gleich dem des Gutsbesizers sich bedeutend gehoben, die alte Plage des Bauervorschusses noch über das Vorraths-Magazin hinaus gehört fast zu den verklungenen Sagen der Vorzeit und die Güterpreise sind in einer Weise gestiegen, die freilich nicht allein durch die mittelst der Knechtswirthschaft ersparten Kosten, noch aus der inneren Vergrößerung der Güter, vermöge der Umwandlung der bisher wenig eintragenden uncultivirten Weidestrecken in Ackerland, noch überhaupt aus den Fortschritten der Landwirthschaft erklärt werden kann, sondern erst durch den Hinzutritt anderer, aus den Gestaltungen des Staatslebens und der Werthzeichen hervorgehender Factoren sich einigermaßen rechtfertigt. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die große Vermehrung des Papiergeldes, vielleicht schon die der zinstragenden Staatspapiere, den Preis des Grundvermögens in die Höhe treibt; denn in so fern das Geld zwar das allgemeine Tauschmittel ist, aber auch viel von der Natur einer Waare hat, die im Preise sinkt, je mehr von derselben an den Markt gebracht wird, äußert sich das Fallen des Preises der in großer Menge und namentlich meist in Surrogaten des Metallgeldes vorhandenen allgemeinen Werthzeichen durch das Steigen der übrigen, gegen die zahlreich vorhandene, daher billig werdende Geldmenge einzutauschenden, an sich nicht zu vervielfältigenden Verkaufsgegenstände, es steigen diese übrigen Waaren, also auch das Grundvermögen, der Arbeitslohn 2c. Es mag hier bemerkt werden, daß die jetzt so häufig werdende Klage über Mangel und daher Theurung der Arbeitskräfte — obgleich man bei der Einführung der so viele durch die Frohne unnütz verbrauchte Arbeitskraft ersparenden Knechtswirthschaft gerade die umgekehrte Besorgniß hegte: man werde nicht wissen wie man die überschüssigen Hände beschäftigen solle — schon dadurch erklärt ist, daß der Ackerboden intensiv gewachsen ist und die der Ackerkultur unterzogene Bodenfläche rascher zugenommen hat als die Bevölkerung.

In den Kronsgütern sind aber noch viel größere Veränderungen vorgegangen. Die Bauergeründe werden nun abge sondert von den Höfen in

Pacht gegeben, letztere können also nur durch besondere Hofesknechte bearbeitet werden und die von aller ökonomischen Verbindung mit dem Hofe abgelöseten Gefinde stehen als selbstständige Pachtobjecte da, welche nicht durch Meistbot vergeben, sondern von den bisherigen Inhabern nach gewissen, verhältnißmäßig niedrigen Taxen gegen eine direct an die Kronscasse zu leistende Pachtzahlung bewirthschaftet werden und fast schon als Erbpachtstücke erscheinen, da für die Conservation der Bauerhöfe in der Familie der jetzigen Besitzer durch Vererbungsregeln gesorgt ist. Ja es hat die Krone schon einzelne Bauerhöfe verkauft und dadurch ein bisher, außer den sog. kurischen Königen und einigen anderen Freisassen, nicht vorhandenes Element der bäuerlichen Bevölkerung geschaffen.

Wir sind erschrocken in einer rasch fortschreitenden Uebergangsperiode begriffen. Ob dieselbe in mehr oder weniger gedeihliche Zustände führen werde, dürfte großentheils von dem glücklichen Verständnisse abhängen, mit welchem man die nothwendigen Veränderungen in neue feste Gestaltungen zu leiten wissen wird. Nicht jede Neuerung ist gut, aber eben so wenig ist absoluter Stillstand das Heilmittel für die Uebel der Gesellschaft. Ein russischer Zar nannte einmal, wenn auch halb spöttisch, Kurland „das Gottesländchen.“ Es hat jedenfalls sich vielen Glückes zu rühmen gehabt und meistens mit richtigem Verständnisse den Zeiterfordernissen entgegenzukommen gewußt. Uns scheint nun zwar, als ob das Zinspachtssystem ganz wohl erst noch einiger weiteren Jahre zu richtiger Ausbildung bedürfe, ehe es in andere, dem Eigenthum sich noch mehr nähernde Formen der Bodennutzung übergehe; allein wir wiederholen: unsere Zeit lebt rasch und so ganz und gar veraltet und abgethan den Zeitlebenden die Zustände erscheinen, mit denen ihre Väter zu kämpfen gehabt haben: eben so sehr werden vielleicht nicht erst unsere Söhne, sondern noch wir selbst recht Vieles anders sehen, als wir es jetzt uns denken mögen und es gewöhnt sind. Auf dem Wege freier Vereinbarung, wenn sie nur eine wirklich freie ist und nicht durch künstliche Hemmnisse aufgehalten wird, schreitet die Entwicklung am naturgemähesten vorwärts. Ihr allein ist aller Fortschritt, welcher ohne jede äußere Einwirkung seit 1817 in der furländischen Landwirtschaft geschehen, zu danken. Daraus folgt nicht, daß nur die jetzigen Bewirthschaftungsnormen die stets oder lange allein anwendbaren sein werden. Die Gesetzgebung aber kann hier nur erleichtern, befördern und Hindernisse forträumen. Dagegen wollen wir uns aufs Entschiedenste gegen die Provocation derartiger Ueänderungen bewahren, welche nicht Entwicklungen,

sondern Umsturz involviren, wie dies z. B. in dem Vorschlage liegt, „die Bauerländereien zu erblichem Eigenthum gegen einen möglichst niedrigen, nach gewissen Normen zu bestimmenden Kaufpreis zu übertragen.“ Das Widerrechtliche und völlig Unzweckmäßige dieses Vorschlages liegt, wie schon im Octoberhefte dieser Zeitschrift schlagend nachgewiesen worden, in der Ermittlung eines niedrigen Kaufpreises nach im voraus bestimmten Normen, also darin, daß dem Eigenthümer, der unter dem wahren Werthe zu verkaufen gezwungen wird, ein Theil seines Eigenthumes zum Besten der ersten Generation der Käufer entzogen werden soll. Dem es liegt auf der Hand, daß nach also begründeter Acquisition dennoch bei Erbfällen oder weiteren Verkäufen sehr schnell wieder auf den wahren, nicht auf den künstlich zu niedrig gestellten Werth des Grundstückes wird zurückgegangen werden. Endlich ist durchaus nicht einzusehen, welchen rechtlichen oder auch nur Billigkeitsanspruch auf das ihm mit dem geringeren Preise des Bauerhofes zu machende Geschenk der jeweilige Pächter desselben haben kann? Derselbe ist möglicherweise lange, vielleicht aber auch nur ganz kurze Zeit in diesem Pachtbesitze, er hat durchaus keinen ihn zu solcher Prästension berechtigenden Vorzug vor jedem andern Bauern, und dem Gutsherrn gegenüber doch unzweifelhaft keinen anderweitigen Anspruch als den auf strengrechtliche Einhaltung seines Pachtcontracts, nicht aber auf dessen Verwandlung in einen andern Besitztitel, geschweige denn mit einer ihm dafür zu bewilligenden Prämie. In so weit daher überhaupt von der Gestattung des Ankaufes der Bauerhöfe die Rede sein soll, kann sich dies doch nur darauf beschränken, daß jeder, der die Geldmittel dazu hat, auch die rechtliche Möglichkeit dazu erhalte, in so weit der Eigenthümer, der Grundherr, verkaufen will und darf.

G. Neumann.

## Womba Wido.

Eine Erzählung nach estnischen Elementen und in Runenform.

(Schluß.)

### Fünfte Rune.

Im Walde.

Handelt von allerlei Teufels- und Hexenzeug.

Eifrig eilte Womba Wido  
 Und es zeigt der Zauberwald sich,  
 Drinn des Galjas Töchter hauf'ten.  
 Sieh, da lief ein Feuerfuchslein  
 Quer die Straße rasch hinüber,  
 Weiter sprengte Wido waldwärts.  
 Horch! im Hage huscht der Habicht;  
 Wo des Waldes Riesen ragten,  
 Rief ein Eichhorn links empor;  
 Wo das Dickicht dichter wurde  
 Hüpf't ein Häschen über'n Weg;  
 Alles vier wohl böse Zeichen,  
 Wido nur verwarf die Warnung.  
 Aber bald ward sie zur Wahrheit  
 Und das Dickicht war voll Tücke:  
 Regen schauerte mit Spiessen,  
 Hagel donnerte vom Himmel;

Über mitten durch den Moorgrund  
 Ueber Sumpf und breite Bäche  
 Ritt er rasch bewach'sne Wege,  
 Und der Knüppeldamm erdonnert.  
 Sieh, da frauchelte der Schimmel,  
 Eine Schlange stach ihn heimlich  
 Und das treue Thier erlahmte.  
 Raß und mühsam zog der Reiter  
 Hinter sich das Roß am Zügel,  
 Sucht den schmalen Pfad zur Schmiede  
 Sprechend altgelernten Waldstuch:

„Sei verwünscht, du grauer Waldgeist,  
 Der du heißest und zerreißest!  
 Große Augen, grimme Zähne,  
 Niederreißt den schönen Schimmel,  
 Reißt zu Blut den braven Braunen.  
 Halte an in deinem Grimme,  
 Bis ich einen Zaubrer finde,  
 Einen Weisen und Beschwörer,  
 Der wird auf den Kopf dir treten.“

Als der Zorn'ge so gesprochen,  
 Richtet sich des Waldes Dickicht  
 Und die Schmiede war zu schauen.

#### Der Sterbegreis.

Wie auf einem Inselberge  
 Haut' der Alte in dem Walde,  
 Wo verfallen die Forstei stand,  
 Ein vom Blitz getroffnes Häuschen.  
 Wie von wildem Wellenschlage  
 War die Schmiede rings umrauschet,  
 Abgebrannt war Dach und Fachwerk,  
 Spärlich starren schwarze Sparren,  
 Und am feuchten Fundamente  
 Ragten gift'ge Kesselbüsche.  
 Mitten aus den traur'gen Trümmern  
 Starre steinern nur der Schlot noch,

Mit bemooster Thür vermachet  
 Und im Schlotte haust der Alte.  
 Heut' nur wankt die Thür im Winde,  
 Offen stand des Oheims Esse;  
 Selber neben einem Baumstamm  
 Lag er lechzend, einsam sterbend,  
 Singend todesdurst'ge Worte:

„O, ich armer Sorgenträger!  
 Was vermag ich! Was beginn' ich?  
 Wie mich speisen, wie mich tränken,  
 Fristen dieses letzte Sein!

Muß mein müdes Haupt nun legen  
 Auf den starren Stamm der Weide,  
 In das Gras die müden Glieder  
 Und an Wurzeln meinen Fuß.

Denke dann vergangnen Glückes,  
 Zähl' noch einmal Zecherstunden,  
 Wache dann zum Birkwald wieder,  
 Grüne dann als Baldesbaum.

Will in Blättern mich bewegen,  
 Mich in Windesäufeln regen,  
 Zweige senken, Zweige heben  
 Und erblühen mit jedem Lenz.“

Als der Waldgreis so gesungen,  
 Hört er Pferd's und Menschentritte;  
 Bomba Wido war's, der wackre.  
 „Terre, terre!“ rief der Freier\*).  
 „Terre! ja! ist Gottes Name  
 Und wird's sein in Ewigkeiten!“

Also lautete die Antwort,  
 Und der Reiter redet' also:

\*) Der estnische Gruß; der Gegengruß lautet: terre jummal imme (terre wird' Gott bleiben); imme ist das obsoleete futurum von olla — sein; existirt nur noch bei den Liven.

„Bester Schmied und Eisenhämmerer,  
 Schau doch an den schönen Schimmel,  
 Hilf mit heimlicher Beschwörung  
 Und mit weisen Zauberworten,  
 Denn der Fuß ist ihm verrenket  
 Und am Hinterhufe hinkt er.“

Nachzend antwortet der Alte:

„O wie soll ich andern helfen,  
 Ich, ein schwacher Sterbegreis,  
 Der dem Tode angetrauet!  
 Sandhaus steht mit seiner Schaufel  
 Fertig schon zu meinen Füßen,  
 Hebt die Erde aus dem Estrich.  
 Hügel stehen hochgehäufet  
 Und das Bett ist schon bereitet  
 Und von Gras die grüne Decke.“  
 Hämisch hustend hält er inne,  
 Lauscht und lacht dann: „Wird's nicht balde?“  
 Keucht und kichert: „komm doch endlich,  
 Mürbe alte Erdenscholle!  
 Einsam haust' ich hier im Hage,  
 Ohne Trank und ohne Speise,  
 Ohne Muth und Menschenhülfe.  
 Seit die Alte abgefordert,  
 Worauf sollt ich Alter warten?  
 Andern nur im Wege weilen,  
 Jugentlichen Lebenshaaren?“

Aber Wido eilt zum Pferde,  
 Band vom Sattel los das Bündel,  
 Einen Brodkorb vom Gestelle.  
 Weiße, warme Weizenwecken  
 Waren drinn und Blutgebäcknes \*)  
 Und ein Fläschchen Zuckerbranntwein.  
 Davon gab er gleich dem Greise,  
 Nöthigt höflich ihn mit Worten.

\*) Palten (estn. päh) aus Mehl und Blut gefertigte große Klöße, die man zerschneidet und in Butter bratet. Sie sind länglich und pechschwarz.



Und der Alte brach vom Brote,  
 Sichtbar stärkte ihn der Wein auch,  
 Und die Augen wurden hell ihm,  
 Und der Sandhans war verschwunden.  
 Auf nun raffte sich der Alte  
 Und beschaut den Fuß des Pferdes,  
 Strich den Huf mit kluger Hand dann  
 Und umband die Fessel farbig:  
 Roth mit blau und gelber Wolle,  
 Sprach dazu Beschwörungslaute,  
 Weiser Worte Wunderwirkung.

#### Die Beschwörung.

„Als einst der Herr zum Tempel fuhr,  
 Kam Fro, die lange,  
 Die grimmige Schlange,  
 Stach und verstauchte des Pferdes Fuß.  
 Aber schnell vom Gefährte  
 Unter die Räder  
 Stieg der Heiland herab.  
 Also besprach er den schwellenden Fuß:  
 Ob's verstauchet, ob's gesenket,  
 Ob's gebrochen, ob's verrenket,  
 Glied an Glied und Sehn an Sehn,  
 Theil an Theil und Ort an Ort;  
 Bindet's blau und bindet's roth,  
 Doch wie du willst, Herre Gott.

Es kam,

Es kam ein feurriger Drach:  
 Fest deine Hände!  
 Fest deine Füße!  
 Unten schwinde' der Tisch dir,  
 Oben das Bröt von dem Brette.

Biene, Weltvögelein,

Flieg hin über neue Meere,  
 Hol mir die Faulbeerbaumruthen,  
 Daß ich den Wurm auf die Lippe schlage,

Daß er dich ungesehen nicht steche  
Und mit heimlichen Zahn nicht nage.

\*) Du verfluchter, in allen Farben  
Schimmernder, unterirdischer Wurm!  
Faulbeerbaumfarbiges Ungethüm,  
Grasgrüne, erdgraue Raupe,  
Heimlich kriechender Lurch!  
Durch die Wurzeln schleichende,  
Ueber Steine schlüpfende,  
Durch die Blätter dich windende Schlange!  
Ziehe dich zusammen,  
Rolle dich ein, gehaftete Creatur!  
Schließe dein Gift ein  
In den eigenen kupfernen Magen,  
Beiße deines eigenen Kindes  
Verhaftete Brut!  
Rühre nicht Mensch noch Thier an!  
Schnell entweich' aus dem Lande,  
Ehe der Mond noch wechselt,  
Ehe die Sonne gesunken!"

#### Freiwerbung.

Als der Schimmel so besprochen,  
Fing er fröhlich an zu wiehern  
Und vom Grase gleich zu fressen.  
Doch die beiden Männer traten  
In den hohen Schlott der Schmiede,  
In die enge Eiseneffe.  
Abram bot dem Gast die Bank an,  
Doch der ließ den Alten sitzen,  
Selber lehnte er am Ambos  
Und er sprach zu Abram also:

„Einem Vogel forsche nach ich  
Einem schönen Seidenvogel.  
Heute Morgen in der Mittfrüh'

\*) Finnische Rune.

Hart an Arrokillas Anger  
 Hab das Läubchen ich getroffen,  
 Mit der Armbrust angeschossen.  
 Doch die Wachtel flog zum Walde,  
 Senkte sich zu deiner Schmiede,  
 Und nun will ich bei dir werben  
 Um den goldnen Pfingstenvogel.  
 Vieles möcht ich für ihn geben,  
 Sieben starke Eisenstangen  
 Biet ich dir zum Fußbeschlage;  
 Einen Scheffel neuer Nägel  
 Bring ich vom Michälismarke,  
 Und willst du den Wald verlassen,  
 Bau ich dir die schönste Schmiede  
 Hart an unserem Gehöfte,  
 Wo zum Strand die schöne Straße  
 Glatt durch Flur und Wald sich schlängelt."

Als dies Abram angehört  
 Und verstanden und verstunlicht,  
 Sprach er so zu Womba Wido:  
 „Weigern nicht wollt ich die Nichte  
 Einem solchen wackern Werber.  
 Doch du mußt den Vater fragen,  
 Seinen Willen dir erwirken.  
 Wär der Vater abgefordert,  
 Dann gebührte mir das Geben."

Es erwiedert Womba Wido:  
 „Sprich wo soll ich ihn erkunden,  
 Ferne ist des Mädchens Vater,  
 Wich zu weitentlegnen Wassern.  
 Künd es uns durch Kunst und Klugheit,  
 Da dir Weisheit ist geworden."

Glühnde Kohlen nahm der Alte,  
 Ausgeglühte Birkenbrände,  
 Warf sie in die Wasserschale,  
 In die weißumbundne Pürte

Ließ sie zischen, ließ sie singen  
 Rauchen, dampfen und verlöschten  
 Und beschaut die Wasserzeichen  
 Und des Rauches Wirbeldrehen.

Und es sprach der Alte also:  
 „Gehet zu des Mädchens Mutter,  
 Die müßt ihr um Auskunft fragen.“

Aber ärgerlich zum Alten  
 Sprach der Jüngling fast entrüstet:  
 „Wie nur sprichst du wirre Worte!  
 Ist die Mutter doch gestorben,  
 Längst im Todtenfeld bestattet!“

Ihm entgegnete der Alte:  
 „Wohl, so gehet zu den Todten!  
 Diese werden euch es weisen,  
 Wo der Vater wär' zu finden:  
 Ob an Tuónela, der Todten  
 Grenzenlosem Seeestade,  
 Ob in Manola, der Räden  
 Unterirdischer Behausung,  
 Oder ob er hier noch wandelt  
 Auf dem Weg zu Weh und Wunden.  
 Aber du reit' heim nach Hause,  
 Donner dränt Elias heute,  
 Ungewitter zieht zum Walde,  
 Nacht ist keines Menschen Freund.  
 Hü't dich heute vor dem Galjas,  
 Laß vom Teufel dich nicht trügen;  
 Denn bis zwei zusammenkommen,  
 Eh' sich Lieb' in Ehe wandelt,  
 Reißt der Satan sechs Paar Schuhe  
 Und geschäftig ist der „Leere.“\*)

Der Heimritt.

Wido schwang sich auf den Schimmel,  
 Mitt dahin durch Waldesdunkel,

\*) Tühhi — eine estnische Benennung des Teufels.

Wohl erwägend und bewegend  
 Was der Weise ihm verkündet.  
 Plötzlich rollte Donner rauschend,  
 Blitze brachen in die Bäume,  
 Schwarze schwere Wolken wogten.  
 Langsam drang er durch das Dickicht  
 Horch, da klang von Pferdehufen,  
 Und aus niedern Nebelstreifen  
 Hob sich was auf hohem Kofse,  
 Auf gestrecktem Wasserfüllen,\*)  
 Raschem, rabensfarbnen Rappen  
 Kam ein Reiter scharfen Sprunges  
 Und gesellt sich höflich grüßend.  
 Einen Rock von theurem Tuche  
 Trug der unbekante Reiter;  
 Flatternd flog der Mantelkragen  
 Fast wie einer Gule Flügel.  
 Rasch dahin nun ritten Beide  
 Seit' an Seit' auf wüstem Waldweg,  
 Und der Schimmel schnob und schäumte.  
 Kasselnd an des Rappen Reitzeng  
 Schauten hundert Schlangenköpfe.\*\*\*)

Sehr gesprächig war der Fremde;  
 Vieles wußt er zu erzählen  
 Von den Türken und Tartaren  
 Und von Wenden und Wallachen.  
 Auch der Pferde schien er kundig,  
 Lobte sehr den schönen Schimmel,  
 Und er forschet nach Widos Werbung,  
 Nach dem Ritt zum Waldesweisen,  
 Und verlockend sprach er also:

\*) Das Wasserfüllen ist eine der Gestalten des Wassergeltes. Wo Kinder am Wasser spielen, erscheint er als ein frommes Füllen. Die Kinder schwingen sich auf seinen Rücken und das Füllen reckt sich in die Länge, so daß alle hintereinander Platz haben, so viel auch da wären. Sind alle drauf, so springt das Gespenst mit allen ins Wasser.

\*\*) In früherer Zeit besetzte man in Livland das Reitzeng mit weißen kleinen Muscheln, die für Schlangenköpfe gehalten wurden.

„Willst du freien, seiner Knabe,  
Denke nicht an Dorfesdirnen;  
Such' dir aus der Stadt ein Schätzchen,  
Aus der Vorstadt eine Feine.  
Solche tragen schmutze Schuhe,  
Geh'n in wallenden Gewändern,  
Tragen Kämme auf dem Kopfe,  
Gelbes Gold an seinem Finger,  
Komm nur mit mir, laß uns reiten,  
Schaffen will ich dir die Schönste.“

Aber Wido sprach mit Weisheit:  
„Jeder bleibe bei den Seinen,  
Bettler bleib' bei seinem Sack!“

Wiederum begann der Fremde:  
„Laß uns hier zur Linken reiten,  
Einen nähern Fußpfad kenn ich,  
Uebers Flüsschen nur zu springen,  
An dem Kurrismus<sup>\*)</sup> vorüber.“

Aber Wido sprach mit Weisheit:  
„Wo der Teufel in die Tiefe  
Pferd und Pflug und Pflüger stürzt,  
Dort ist mir es nicht geheuer;  
Alter Pfad gleicht altem Freunde,  
Und der neue ist zu meiden.“

Da zum dritten fragt der Fremde  
Nach der Flasche Wido's lästern;  
Dieser ließ ihn listig trinken;  
Wußt er doch, die Leute öffnen,  
Wenn mit süßem Wein getränkt,  
Alle Riegel, alle Schlösser,  
Die vor ihrem Herzen hängen.  
Als der Fremde nun getrunken,  
War er schrecklich anzuschauen:  
Wallend weht das Haar vom Haupte,  
Bauschig blähte er sich baumgleich,

\*) Erdtrichter.

Aftig reckten ſich die Arme,  
 Und die Peitsche ward zum Baumzweig.  
 Wido ſpornte ſchnell den Schimmel,  
 Schaut' auf das Geſpenſt mit Grauen,  
 Hinter ihm mit Wuthgeheule  
 Ritt wie raſend hin der Haljas;  
 (Denn das war der ſeine Fremdling)  
 Stein und Staub aufwallte wirbelnd  
 Von des ſchnellen Schimmels Huſſſchlag.  
 Donnernd brauſten alle Beide  
 Ueber Kreuz- und Knüppelbrücken;  
 Nah und näher rauſcht der Rappe,  
 Keuchend aus gewalt'gen Rüſtern  
 Traß's wie Windhauch Widos Nacken.  
 Dieſer wandt' ſich mit Entſetzen —  
 Sieh, da ſchaut er Reiterſchaaren,  
 Roſſe überall und Reiter,  
 Bäumehoch und rieſiggrauehend,  
 Graubemooſet, flatterbärtig  
 Bogt die Baldwand wildverworren,  
 Und aus tauſend Kehlen tönt es:  
 „Komm! halt an! halt auf! Erhaſcht ihn!  
 Komm zu uns, zu unſern Jungfrau,  
 Zu den zarten, goldgeſtrahlten,  
 Flatternden in Erlenwiſſeln,  
 Sinkend zu Maranthas Wurzeln.  
 Sehnsucht drängt nach dir ſie alle  
 Und die Schönſte wird die deine.“  
 Aber Wido ſchrie, ſie ſcheuchend:  
 „Nicht auf niedere Gebüſche  
 Schaut der Kranich aus der Höhe!“  
 Und geſchwind aus ſeinem Sacke  
 Zog er eine Handvoll Salz dann,  
 Warf es um ſich hin im Kreiſe  
 Und der Zauber war zerſtört.  
 In die Erde rauſcht der Rappe,  
 In den Boden ſank der Böſe.

Einzeln nur und in der Ferne  
 Kannte hier und da ein Reiter,  
 Tanzten hier und da noch Tannen  
 Und zu Ende war der Waldweg.  
 Aber grimmig wälzt Gewitter  
 Sturm und Donner durch den Tiefswald  
 Und von fahlem Blitz beleuchtet  
 Schauten scheußliche Gesichter  
 Zornig über die Gebüsch.  
 Wido ritt nun fröhlich weiter  
 Und der Schimmel dampfte reichlich  
 Und der Schaum flog hin in Flocken.  
 Rosß und Reiter eilten rascher  
 Zu der Heimath hoher Pforte,  
 Bald im Stalle stand der Schimmel.  
 Aber lang noch lauscht die Schwester  
 Ihres braven Bruders Brautfahrt,  
 Schweigend horcht sie seinen Worten  
 Und belobte Abrams Weisung.

### Sechste Rune.

#### Todtengespräch.

Unser Held, wie alle Helden, befragt die Todten.

Abend war's, die Sonne wallte  
 Zu des Waldes jüngsten Gipfeln,  
 Tief und tiefer sank die Scheibe,  
 Länger zogen hin die Schatten  
 Und gen Morgen groß am Himmel  
 Hob der Mond sich wie ein Mühlrad;  
 Ruhe herrschte auf den Hügeln.

Hand in Hand ging Mai mit Wido  
 Zu dem kreuzbesä'ten Kirchhof,  
 Zum bepflanzten Todtengarten,  
 Und es sang das Kronenköpfchen:  
 „Laß uns wandeln, arme Waisen,  
 Hand in Hand und Beide weinend,



Gegenseitig Thränen trocknend,  
 Die den Augen reich entrinnen,  
 Armer Waisen Augenwasser!  
 Jede Wang' ein Wassereimer,  
 Ueberströmend, überwallend,  
 Setzt zum Bache, dann zum Flusse  
 Und zuletzt zum See sich sammelnd,  
 Draus des Dorfes Heerde trinket  
 Und des Hofes junge Hengste.

Steige auf aus deinem Grabe,  
 Seele meiner süßen Mutter,  
 Hebe dich, mich lieb zu haben!  
 Stunden nur liebkost der Wind uns,  
 Tagelang liebkost die Sonne,  
 Jahrelang liebkost die Mutter  
 Aber Gott liebkost uns ewig.  
 Sieh' mein Haar ist mir verwildert,  
 Wuchs zu wüsten Erlenbüschen!  
 Steig herauf, um mich zu schmücken,  
 Komm herauf für uns zu sorgen!"

Horch, da tönt es aus der Tiefe:  
 „Ach, ich kann mich nicht erheben!  
 Birken blühen auf der Brust mir,  
 Hagedorn auf meinem Haupte,  
 Fichtenwald ob meinen Füßen.“

Und die Tochter ruft mit Thränen:  
 „Birken brech' ich mit dem Beile,  
 Hagedorn will um ich hacken,  
 Fichten fälle ich mit Feuer,  
 Hebest du, o Mutter, dann dich?"

Wieder tönt es aus der Tiefe:  
 „Gras ergrünt auf meinem Grabe,  
 Aglei blüht ob meinen Augen,  
 Bermuth weht ob meinen Wangen.“

Und die Tochter ruft mit Thränen:  
 „Gräschen geb' ich unserm Grauchen,

Agelei dem Auerhahne,  
Wermuth werf ich vor dem Widder,  
Wirfst du dann erstehn dem Grabe?“

Wieder tönt es aus der Tiefe:

„Sand bedeckt des Auges Apfel, \*  
Lehm verleimt mir meine Lippen,  
Schutt und Erde schließt den Mund mir,  
Und zu Staub zerfallen schlottert  
Kings zerbröckelt mein Gebein.“

Und die Tochter ruft mit Thränen:

„Aus der Stadt hol ich ein Sandsteh,  
Von dem Markte eine Mulde,  
Ab will ich den Sand mit schütteln,  
Will den Staub damit zerstreuen;  
Dann erhebst du dich zur Helle,  
Kommst zu mir in Mondennächten,  
Um zu wirken, um zu weben;  
Rasselnd fliegt das Weberschiff dann  
Durch den goldensarbgen Aufschlag  
Mit dem silberfarbuen Einschlag.“

Wieder tönt es aus der Tiefe:

„Nein! ich kam mich nicht erheben,  
Bis die Ewigkeit geendet.  
Aber sprecht, was wollt ihr von mir?  
Sagt, warum ihr mich beängstet?“

Und es sprach nun Wido also:

„Mutter, theure, schauende!  
Weib, du weltbauwissendes,  
Die in Tuönela du thronest,  
Die in Manala du wohnest,  
An der Unterwelt Gewässern  
Und an Inaris Gestaden,  
Spielend mit der Kipinatar, \*)  
Mit des Jenseits Schmeichelfächchen,  
Scherzend mit dem Keijussed,

\*) Die Kage der Unterwelt; sie wurde zur Verfolgung der Liebe angerufen.

Mit des Jenseits Flügelgöttern,  
 Dich befrag ich und beschwör' ich  
 Denn nur du kannst es verkünden:  
 Sprich, wo weilt der kühne Krieger,  
 Deiner Tochter ferner Vater?  
 Trägt er noch die Tracht der Sorge,  
 Ist die Brust noch weißbekreuzet,  
 Oder hält er seine Hände  
 Schon gekreuzt auf seiner Brust?"

Dumpf ertönt es aus dem Grabe:  
 „Noch die Tracht der Sorge trägt er,  
 Ist mit Wehrgehent umhangen,  
 Mit dem weißen Gurt des Grames.  
 Mir in Manala begegnet  
 Ist er nicht, der kühne Krieger,  
 Nicht an Inaris Gestaden  
 Noch an Pohja-jerwes \*) Ufern,  
 An den lautlos fallenden Fluthen,  
 Bläulich wallenden Gewässern.  
 Noch hat er den Trank der Todten  
 Nicht gekostet aus den Krügen,  
 Die ans Eingangsthor gestellt sind:  
 Hier der Krug, der Todten Kraft giebt,  
 Dort die Schale, die sie schwächet.  
 Nicht drum weiß ich, wo er weilet;  
 Aber setzt euch auf mein Grabmal,  
 Harrend bis sich Gottes Käfer  
 Auf die Hand euch niedersenket,  
 Fragt das weise kleine Wesen,  
 Bögelein der Oberwelt,  
 Wahre Wege wird es weisen.“

Und es sprach die Tochter also:  
 „Mutter, theure Mutter mein!  
 Nimm der Tochter Dank entgegen;  
 Hast sie zärtlich auferzogen,

\*) Der Grundsee, See der Unterwelt; Pohja heißt aber auch Norden.

Trugst zum Feld sie in der Schürze,  
 Segtest sie im Mutterschooße,  
 Und am Aste waukt' die Wiege.  
 Mußtest eine Distel bitten,  
 Nach dem Kinde klein zu sehen,  
 Und dem Thaugras anvertrauen  
 Und des Feldes blauen Blumen  
 Deine eigne einz'ge Tochter.  
 O du gutes Mütterchen!  
 Disteln warten nicht der Waisen,  
 Blaue Blumen nicht der Beerchen.  
 Disteln haben dicke Dornen,  
 Taub am Thaugras sind die Ohren,  
 Beerenlos sind blaue Blumen!  
 Als die Mutter mir gestorben,  
 Schritt zur Thür hinaus die Liebe,\*)  
 Aus dem Haus trug man die Mutter,  
 Da zum Hof hinaus ging Liebe.  
 Rängs dem Weg führt man die Mutter,  
 Hinter Hecken wandelt Liebe.  
 Und am Rand des Sumpfes schlüchsen  
 Traurig alle Liebesworte.  
 Als der Mutter Grab sie gruben,  
 Setzt sich Lieb' in Grabes Grund;  
 Als den Sarg sie niedersenkten  
 Da sank Liebe tief hinab!  
 O mein theures Mütterchen!  
 Was soll aus der Waise werden,  
 Die vereinsamt ohne Eltern?  
 Wie ein Scheit vom Stapel rollet  
 Aus der schlecht gerathnen Reihe,  
 Wie der Erbsen Blüthen welken,  
 Wie der Bohne Blumen fallen,  
 Wie der Lilie Blätter brechen  
 Und der Eich' im Feld die Nefte —

\*) Armud, im Original die Mehrzahl von Liebe. Unübersetzbar! Armud umfaßt alles was das Leben verschönt und schmückt: Liebe, Freundschaft, Hoffnung, Glück.

Also fällt vom Elternhause,  
Von der Mutter ab die Tochter."

Wieder tönt es aus der Tiefe:

„Nicht als tadelt' ich die Tochter,  
Wohl gemüht hast du dich muthig,  
Nicht am Webestuhle schließt du,  
Webtest wacker weiße Leinwand  
Gleich der Schneetrift in den Gründen,  
Hast im Frühling nicht gefeiert,  
Nicht geruhet in der Rauchzeit,  
In der heißen Zeit der Röbung,  
Nicht geschlafen zu der Zeit,  
Wo im Feld Marantha stimmert;  
Auf der Wiese hast geweitet  
Du des Garnes Glanzgespinuste,  
Plandernd mit des Mohnes Blüten  
Und mit Regenpfötchen kosend;  
Hast die Leinwand geblickten  
Und gefärbt das schönste Rothgarn  
Und geflochten hunte Bänder.  
Fertig sind die Freiern Gaben:  
Wähl dir weiße nun den Gatten,  
Denn ich weiß ihn nicht zu wählen,  
Da in Manala ich wohne,  
Da in Tuönela ich weile;  
Prüfe lange, sichte sorgsam,  
Wohl bedenke deine Worte  
Und um Rath befrag den Vater;  
Mir, der Mädchen, gönne Ruhe."

Der Gotteskäfer.

(*Coccinella septempunctata.*)

Stille saßen nun die Beiden,  
Hand in Hand am Grabe harrend.  
Rund am Weltenringe wallten  
Roths Streifen, grüne Wellen;

Sao's Stern\*) flog auf am Himmel.  
 Dunkler ward's, nur rasches Rollen,  
 Kumpelfarren, Rädernarren  
 Lönt von fernem Heimathsfahrern,  
 Die nach Hause hastig holpern.  
 Still und stiller ward's im Friedhof,  
 In dem grünen Todtengarten;  
 Schmetterlinge flogen flatternd  
 Und des Kuckuks Feuerkuh,\*\*)  
 Kleinen Mondes Lichtgesunkel,  
 Braunte hell im grünen Grase.  
 Raschen Fluges hin und wieder  
 Flatterte das Fledermäuschen,\*\*\*)  
 Und die Grill' im Grase wehte  
 Wie am Schleifstein eine Sense.  
 Durch die Luft mit schwerem Fluge  
 Schwebt dahin ein Eulenpaar,  
 Und mit heft'gem Tone summend  
 Brach die blaue Bremse brummend  
 Durch der Mücken Schwebetänze.  
 Endlich flog ein kleiner Käfer,  
 Erlenvogel, Erlentrinchen,  
 Gotteskäfer zu den Beiden:  
 Rothe Flügel, gottgegeben,  
 Sieben schwarze Siegelmale  
 Hörnchen an dem flugen Köpschen.  
 Und es setzt sich Erlentrine  
 Auf die Hand des Kronenköpschens,  
 Fingerte mit feinen Fädchen,  
 Saß vertraulich und verständig.  
 Und das Mädchen sang ihm leise:

## Käferlied.

Erlentrine, Erlenvöglein,  
 Rosenflügel, Summbart!

\*) Sao täht — der Abendstern.

\*\*) Johanniskwürmchen.

\*\*\*) Naht ihr Ledermäuschen.

Breite deine Schwingen aus,  
 Schwebe über sieben Seen,  
 Fliege hin zu fernem Fluren,  
 Schau, von wannen kommt der Krieg,  
 Ob von Reval oder Riga?  
 Spähe, wo der Vater weilet,  
 Ob gen Morgen, ob gen Abend;  
 Erlentrine, Erlenvogel,  
 Rosenflügel, Summbart!

Als das Mädchen so gesungen,  
 Kroch das Käferlein zur Kuppe  
 Ihres rechten Zeigefingers  
 Wie hinauf zu einer Warte,  
 Suchte dort nach allen Winden,  
 Hob die Flügel, spannt die Schwingen,  
 Noch besann es sich ein wenig  
 Und dann summt es fort gen Morgen.

### Siebente Rune.

Im Winter.

Abenteurer über Abenteurer.

Einsam in der Mädchenkammer  
 Blüht das goldne Kronenköpfchen;  
 Einsam auf dem Ackerfelde  
 Weilt der Schwarzeschollenwender.  
 Beide schauten still nach Morgen,  
 Gaben der Geduld die Seele,  
 Harrten auf den fernem Vater.  
 Und die Tage und die Wochen  
 Und die Monde und die Sonnen  
 Wandelten dem Paar vorüber,  
 Schauten traurig auf die Guten.  
 Endlich fielen Flocken zahllos,  
 Himmelswolke wallt zur Erde,  
 Winterfürst\*) und Eiseskönig

\*) Talwe poeg heißt nicht Sohn des Winters, sondern Winter, der Jüngling, der junge Wintergott. Die Finnen stellen sich eben den frischen Winter nicht als abgelebten

Sprang vom Schooße seiner Mutter,  
 Wand sich von den eis'gen Armen,  
 Wiegt sich jubelnd nun mit Jauchzen  
 In dem wilden Schneeestühme,  
 In dem feurigheißen Froste.  
 Schneebekränzt und eisgekrönet,  
 Junger Bart voll Eisesborten,  
 Gleitet er in goldnem Schlitten  
 Auf der Bahn, der silberblanken,  
 Und die Sonne schleudert Flittern,  
 Glanzkorallen, Glasgeschmeide  
 Vor des Schlittens glatte Sohle,  
 Die den Weg begierig lecket.  
 Alle Bäume steh'n bereiset,  
 Weißgeschmückte Hochzeitschaaren,  
 Weiße Röcke auf dem Rücken,  
 Weiße Handschuh' an den Händen.  
 Und es tönet durch die Thale,  
 Durch der Weihnacht Winterstille  
 Klingelklang von Silberglöckchen,  
 Schellentön von Messingkugeln.

#### Die Botschaft.

Tief verschneit war Wido's Wohnung,  
 Weiß des Hauses Winterhemde,  
 Glänzend in der Sonne Strahlen  
 Reicht das Eis in Säulenreihen  
 Von dem Stroh hinab zum Schneegrund,  
 Ein Palast von Eispilastern.  
 Durch der Scheiben Schneegebilde,  
 Durch des Frostes Phantasten,  
 Bunte Blumen, Sterngestalten,

---

Greis dar, wie andere Völker, die die Jahreszeiten mit den vier Lebensaltern vergleichen.  
 Ich glaube, daß auch der berühmte estnische Held Kallewipoeg nicht wie man gewöhnlich  
 thut, Kallewido, Kallewinge, Sohn des Kallew übersetzt werden muß, das klingt so griechisch,  
 normännisch; und auch nicht Jung-Kallew, das wäre zu sentimental deutsch, amaranthfarben.  
 Der Kallewipoeg bleibt eben am besten unübersetzt und paßt ganz gut als Fremdwort in ein  
 deutsches Gedicht.



Drang der schräge Strahl der Sonne  
 Und vergoldete die Stube,  
 Wido's wohnliche Behausung,  
 Wo der Backere den Webstuhl  
 Seiner Schwester neubebändert,  
 Ihren Rocken neu berädert.  
 Da trat ein zur Thür ein Mädchen,  
 Arro Wido's Tochter Anna,  
 Blaues klares Kinderauge,  
 Blume durch des Zaunes Spalte;  
 Und mit Schluchzen sprach sie also:  
 „Sei gegrüßet, lieber Pathe!  
 Sei gegrüßet, zweiter Vater!  
 Unser Vater ist nicht mehr!  
 Er ging hin aus unsrer Hütte.“

Aber Wido sprach mit Schrecken:  
 „Kind, was kündest du, was sprichst du?  
 Meiner Seele eng befreundet,  
 Ob auch älter, ist dein Vater!  
 Wär' er wirklich heimgegangen?“

Und das Mädchen sprach mit Schluchzen:  
 „Nicht ging heim der theure Vater,  
 Nicht gestorben ist der Nährer,  
 Zum Soldaten nahm man ihn,  
 Fortgeführt hat man zur Stadt ihn;  
 Du bist jezo unser Vater,  
 Denn wir haben keinen andern!“

Als die Kleine dies gekündet  
 Da kam Wehe über Wido;  
 Nicht das kleinste Wörtchen sprach er,  
 Saß versteint in stummem Schmerz.  
 Denn er fragte seine Seele,  
 Was er jezt beginnen sollte?  
 Mächtig reißt entschloßner Sinn ihm:  
 Sich zu opfern war bereit er;  
 Doch er mußte noch ein Herz dann  
 Ganz verwüsten und verwaifen.

Lange kämpft er, lange sann er,  
 Endlich war der Rath gereifet.

Der Rekrut.

In dem Wachtthaus weilte Udo,  
 In dem gitterfesten Thurme.  
 Blatgeschoren war das Haupt ihm,  
 Im Rekrutenfittel saß er,  
 Weinte bittres Augenwasser,  
 Dacht' des Dorfes und der Kinder  
 Und er sang mit leiser Stimme  
 Trauervolle Kummerworte:

„Zu der Wenden weiten Landen  
 Führt man mich zu Todespfaden,  
 An der Mündung breiter Bäche,  
 An der Mündung weiter Seen.  
 Jego rüstet man zum Kriege,  
 Hält Husaren, dingt Dragoner,  
 Fängt die besten Bursche ein,  
 Reicht sie ein in Regimente.  
 Nun hat man mich auch gebunden,  
 Und bestätigt zum Soldaten,  
 Auserkocht'n\*) zu einem Krieger.  
 Muß nun schleppen schwer Geschütze,  
 Muß das blanke Schwert nun schwingen,  
 In der Faust die Flinte führen  
 Und von Blei die Bolzen bringen.  
 Kästig Blei, o schweres Eisen!  
 Habt die Hand mir hart ermüdet,  
 Scheuert euch auf schwacher Schulter,  
 Machtet Müß' mir armen Kinde.  
 Zu der Wenden weiten Landen  
 Führt man mich zu Todespfaden,  
 An der Mündung breiter Bäche,  
 An der Mündung weiter Seen.

\*) Das Original hat wärwitanud: man hat mich gefärbt. Bezieht sich das vielleicht auf die gleiche Uniform des Schnurbarts? Oder ist wärwitanud das corrumpirte „geworben?“

Als zum Krieg man mich er erkohren,  
 Unter die Soldaten steckte,  
 Legt' ich an das Hemd des Todes,  
 Setzt' ich auf den Hut der Sorge,  
 Band mir um den Gurt des Grames.  
 Wenn ich komme in den Krieg,  
 Hat der Felsen keine Fäden,  
 Hat das Wasser keine Wurzeln,  
 Dran die Hand sich halten könnte,  
 Dran die Seele Muth gewönne.  
 Zu der Wenden weiten Wässern  
 Wall ich jetzt zu Weh' und Wunden,  
 An der Mündung breiter Bäche  
 An der Mündung weiter Seen."

#### Die Rettung.

Als der Arme so gesungen,  
 Oeffnet sich des Thurmes Thüre,  
 Rasselte der rostige Riegel,  
 Und hinein trat Womba Wido.  
 Lange stand er an der Stufe,  
 Konnt' im Finstern kaum erkennen  
 Wdo im Refrutenkittel.  
 Aber schnell erschaut der Andre  
 Ihn im stolzen schönen Hute  
 An des Hauptes langen Haaren.  
 Ihn entgegen ging erstaunt er:  
 „Kommst du Abschied mir zu sagen?  
 Kommst du Kindergruß zu bieten?  
 Bringst du meines Weibes Thränen?"  
 „Nicht um Abschied dir zu sagen,  
 Nicht um Kindergruß zu bringen,  
 Nicht um Weiber Augenwasser!  
 Nein! Ich bin hierher gekommen,  
 Um dir Freiheit zu verschaffen.  
 Ich bin hier, um hier zu bleiben,  
 Bin Soldat an deiner Stelle.

Frei und fröhlich kannst du kehren  
 Zu der heimatlichen Hütte,  
 Wo dich Weib und Kind erwarten.  
 Wenig fragt man nach dem Burschen,  
 Nach dem unbeweibten Jüngling;  
 Hab' zu Haus nicht Weib noch Waisen,  
 Jüngeren gebührt's zu gehen.  
 Also hat's mein Herz geheißeu,  
 Und du sprich kein Wort dawider."

Wido sprach kein Wort dawider,  
 Konnt' es kaum vor stummem Staunen;  
 Wie ein Traum- und Schlafgesichte  
 Schien das Glück ihm ohne Grenzen.  
 Endlich sprach er: „Doch die Wache?  
 Und die Thüren und die Gitter?“

Wido nahm den Hut vom Haupte,  
 Sieh, da hing am Hutes Rande  
 Rings befestigt Wido's Haupthaar,  
 Wido's eigne lange Locken  
 Angenäht mit kluger Nadel:  
 „Sege diesen Hut aufs Haupt dir,  
 Deck mit meinem Rock den Rücken,  
 Mir gieb den Refrutentfittel;  
 Ich bleib hier und du mit Keckheit  
 Schreit' vorüber schnell der Wache,  
 Ungefährdet kannst du fliehen.  
 Schwinge dich auf meinen Schimmel,  
 Trabe dann getrost nach Hause,  
 Halte still dich in der Hütte,  
 Bis das Haupthaar dir gewachsen;  
 Für das weitere sorgt Gott schon.“\*)

Meie Lipp.

Also ging nach stummem Grusse  
 Und des Handschlags stillem Zeichen  
 Wido aus dem Gitterthurme

\*) Diese Erzählung beruht auf einem Factum.

Und der Wache frei vorüber.  
 Doch es horcht mit Herzenshämmern  
 Wido, ob das Werk gelungen,  
 Ob den Freund er freigewonnen.  
 Draußen blieb es stumm und stille  
 Und die Dunkelheit erschien.  
 Mit dem Abend kam ein alter,  
 Ausgedienter greiser Krieger,  
 Um das Abendbrod zu bringen.  
 Womba barg sein Aug' behutsam,  
 Hüßt das Haupt mit beiden Händen,  
 Um dem Flüchtling Raum zu schaffen,  
 Um die Täuschung zu erhalten.  
 Doch der greise Krieger sagte:  
 „Wirf doch Weiber Wehmuth von dir  
 Schau! auch hier ist blau der Himmel  
 Und nicht jeder wird getödtet,  
 Aber jeder Mensch muß sterben.

Meine Mutter lehrt' zwar also:  
 Lieber Junge, armes Söhnchen,  
 Wenn du in die Schlacht mußst reiten,  
 Reite nicht in erster Reihe,  
 Auch die letzte Reih' vermeide;  
 Reite grade in der Mitte;  
 Denn die Ersten wirft man nieder  
 Und die Letzten trifft man tödtlich;  
 Wer sich hält zum Fahnenträger  
 Und zur Mitte, der bleibt leben.  
 Alles das ist Weiberweisheit;  
 Oft den Muthigen vermeidet  
 Und den Feigling trifft die Kugel.  
 Laß ein Beispiel dir erläutern,  
 Wie ich dieses Kreuz gewonnen  
 An dem gelb und schwarzen Bande.  
 Als wir einst bei Ritland\*) standen,  
 Wo auf blutbedecktem Felde

\*) Friedland, da der Erste das Fr nicht aussprechen kann.

Gräben, Brunnen, Thal und Teiche  
 Alles voll mit rieselrothem  
 Menschenblut wie Regenwasser,  
 Stürzten grimm'ge Grenadiere  
 Rothbarts\*) riesige Gardisten  
 Und zu Pferde hoch Husaren,  
 Wölfe aus des Waldes Dickicht,  
 Wie die Adler auf uns nieder.  
 Wie die Wände standen wir,  
 Ruhig wie die Eisenpfosten;  
 Aber kleiner ward das Häuflein  
 Und vom Pferdehuf zertreten  
 Brachen unsrer Brüder Reihen.  
 Da ging's bunt wohl durch einander  
 Und nur wenige entkamen.  
 Plötzlich hör' ich Heimathslaute:  
 „Pöisid, pöisid! hört' ich schreien  
 Waatke welljad! kaege kullad  
 Kus's se kallis lippokenne!  
 Meie Lipp on Punnaparti  
 Wanna Punnaparti p . . . s!“  
 (Seht, o Brüder, schaut ihr Theuren,  
 Wo das theure Fähnlein ist!  
 Unsrer Fahne in Bonapartes,  
 In des alten Rothbarts Händen!)  
 Weh', die Fahne war genommen,  
 Unsrer Georgenfahne!\*\*)  
 Sechse waren's, die's verstanden,  
 Sechs der eignen Erde Männer,  
 Sechs aus echtem Estenlande.  
 Und wir sechs mit stillem Grimme  
 Warfen uns wie wunde Bären  
 Auf die Garde-Grenadiere,  
 Bonapartes Bärenmützen,

\*) Wörtliche Uebersetzung von punna pard.

\*\*) Um ein ganzes Regiment für Tapferkeit zu belohnen, wird die Fahne mit dem Georgenbände geschmückt.

Sieben rings mit Flintenkolben  
 Alles nieder, daß es flutschte,\*)  
 Rings die Schädelknochen trachten.  
 Glücklich in die dichten Reihen  
 Sieben wir uns eine Straße,  
 Drangen durch zu unsrer Fahne,  
 Rissen sie aus Feindes Händen,  
 Ramten dann zum Regimente,  
 Brachten glücklich sie dem Obrist.  
 Unversehrt war unser Kleinod,  
 Aber unten an der Stange  
 Singen fest zwei Menschenhände,  
 Festgeklammert, festgeschlossen.  
 Ach, es waren unsres armen  
 Fahnenjunkers tapfre Hände,  
 Die der Feind ihm abgehauen —  
 Todt auch ließ er nicht die Fahne.  
 An dem eingeschnittnen Wappen,  
 An dem goldnen Ring erkannt' man  
 Mehkampf vom Hause Tula\*\*)

Großsohn unsres eignen Gutsheerrn.“

#### Wiederfinden.

Als der Krieger so erzählet,  
 Sagte Wido: „Wie? du stammest  
 Aus mir wohlbekanntem Kreise?  
 Kennst du denn nicht Balla Bertel  
 Der vor zwanzig Jahren fortging?“ —  
 „Balla Bertel bin ich selber,“  
 Sprach der greise, würd'ge Krieger,  
 „Stand an fernem Landesgränzen,  
 Hinter weiten Steppenwüsten,  
 Konnte keine Kunde senden.

\*) Der märkische Landsturm schlug in einer Schlacht gegen die Franzosen mit den Kolben drein. Bernadotte rief ihnen zu, sie sollten die Flinten doch umkehren und das Bajonett brauchen. Ne, riefen sie, det flutschet so better!

\*\*) Die Begebenheit mit dem Fahnenjunker v. Mehkampf ist vollkommen wahr, nur kam sie im Türkenkriege vor. Tula ist ein Gut in Estland.

Doch nun denk ich bald zur Heimath  
 Und zu Weib und Kind zu kommen.  
 Sprich, was macht mein altes Eh'weib?  
 Sag', sind Kinder mir am Leben?"

Und es gab zur Antwort Wido:  
 „Nur dein alter Schwager lebt noch,  
 Abraham, der Kohlenbrenner;  
 Aber deine Brüder alle  
 Und dein Eheweib nicht minder  
 Tragen längst das Heud von Holz,  
 Liegen längst im Lindenschatten.  
 Deinen Sohn hat Gott gesammelt;  
 Maie, deine Jüngstgeborne,  
 Ist allein nur noch am Leben  
 Und ich wäre ihr Verlobter,  
 Wenn du heimgekehret wärest.  
 Lange haben wir gewartet,  
 Niemand konnte sie mir geben,  
 Deiner Rückkehr harrten wir,  
 Weil es also uns geweissagt.  
 Aber ach! da du gefunden,  
 Mußt ich mich auf ewig binden,  
 Trat an meines Freundes Stelle.“

#### Das kaiserliche Schreiben.

Als der Alte dies vernommen  
 Und den Austausch dann erkannte,  
 Gilt er ganz bestürzt von dannen  
 Zu dem Oberst mit der Meldung,  
 Wie so listig sie getäuschet.  
 Doch der Oberst meldet's schlemmig  
 An den hohen General,  
 Und er bracht es bis zum Kaiser  
 Und er fragte: welche Strafe  
 Solcher Frechheit er bestimme?  
 Sieh', da kam ein Siegel'schreiben



Von des Kaisers hoher Hofburg,  
 Und dem Schreiben beige süget  
 War ein schwerer Sack voll Silber  
 Und im Schreiben stand es also:  
 Sehr erstaunt sei und bewege  
 Kaiserliche Majestät  
 Durch so seltner Freundschaft Beispiel;  
 Beiden werde drum die Freiheit;  
 Doch der Sack mit Silberfülle  
 Sei das Heimgeld Womba Wido's,  
 Vieler Kaiser treues Bildniß,  
 Zeugen froher Hochzeitfeier.

### Verlöbniß.

Und es kehrt' mit seinem Sohne  
 Nun der Greis zur alten Heimath,  
 Spähten durch der Thüre Spalte:  
 Saß das Mädchen in der Kammer,  
 An der Handmühl' einsam mahlt' sie,  
 Und das Mehl entrann der Mühle  
 Und dem Aug' entströmten Thränen.  
 Plötzlich öffnet sich die Thüre,  
 Laut ausschrie das Kronenköpfchen,  
 Wußte nicht wohin sich wenden,  
 Denn ihr fremd erschien der Freier  
 Mit dem kurzgeschornen Schopfe.  
 „Vater, dies ist deine Tochter!  
 Tochter steh, dies ist dein Vater!“  
 Und der Vater sprach zur Tochter:  
 „Sieh, hier stehet dein Verlobter!“  
 Und er fügte ihre Hände,  
 Segnete das treue Pärchen.  
 Selig standen alle dreie,  
 Und der Schimmel wiehert lustig,  
 Und das Spitzchen blickt verständig,  
 Selbst das Käzchen tanzt vor Freuden.

Also lehret die Geschichte:  
Bleibe treu auch bis zum Tode  
Deinem Freund' und deiner Fahne,  
Ehre Gott, er wird dich ehren,  
Denn ihm brauchst du's nicht zu zeigen,  
Ohne Hinterbringen hört er's.

Dr. Bertram.

---

## Zur Broschüren-Literatur.

---

Vielen unserer Leser wird eine im Sommer d. J. in Leipzig bei Wolfgang Gerhard erschienene Broschüre unter dem Titel: „Die Zustände des freien Bauernstandes in Kurland. Von einem Patrioten.“ 39 S. 8. — zu Gesicht gekommen sein. Der Verfasser knüpft an einen zehn Zeilen langen Correspondenzartikel der Königsberger Zeitung vom 13. Febr. d. J., in welchem die kirchlichen und Schulverhältnisse Kurlands als erfreulich geschildert werden, mit mehr Leidenschaft als Kenntniß eine dunkelgefärbte Kritik der gegenwärtigen Zustände der ländlichen Bevölkerung Kurlands in Beziehung auf „die Kirche“, „die Schule“ und „die Rechtsverhältnisse der Bauern“, zieht in dem Abschnitt „Aus dem Regen in die Traufe“ eine Parallele zwischen den Zuständen des russischen und des kurländischen Bauern, die sehr zu Gunsten des ersteren ausfällt, vergleicht dann in den „Mitteln zum Zwecke“ die kurländische Justizpflege mit der russischen, die beide, jedoch aus verschiedenen Gründen, nichts taugten, und schließt mit „Rußlands Hoffnung auf eine glänzende Zukunft“, die auch dem kurländischen Bauer aus der „Wüste in das gelobte Land“ führen werde.

Die Antwort konnte nicht ausbleiben. Nächst einigen Geplänkel in unserer inländischen Journalistik erschien von C. Neumann eine Entgegnung: „Zur Berichtigung einiger der auffallendsten Unrichtigkeiten in der (oben bezeichneten) Broschüre.“ Mitau, Fr. Lucas'sche Buchhandlung (Behre u. Rochlitz), 39 S. 8., in welcher die Irrthümer des Verfassers vorzugsweise in Bezug auf die Rechtsverhältnisse der kurländischen Bauern nach-

gewiesen werden. Wie wir hören, ist die erste 1000 Ex. starke Auflage dieser Gegenschrift bereits vergriffen und wird eine neue veranstaltet.

Bei dem Interesse, welches weniger dieser Federkrieg, als die Verhältnisse, welche derselbe zum Gegenstande hat, für unsere Leser in Anspruch zu nehmen berechtigt sind, halten wir es nicht für ungeeignet, weitere Beleuchtungen jener vor das Forum der Oeffentlichkeit gebrachten Fragen, die uns von verschiedenen Seiten her zugegangen, in diesen Blättern mitzutheilen.

Wir geben zunächst die Bemerkungen, die Herr Pastor G. Brasche zu Bartau zu dem von dem Verfasser der Eingangs genannten Schrift über die Kirchen- und Schulverhältnisse in Kurland Gesagten zu machen gefunden. Er schreibt uns:

— — „Der Correspondent der Königsberger Zeitung sagt von Kurland: „Die Kirchen sind größtentheils gut besucht,“ was der Verfasser der genannten Schrift bestreitet. Wir unsererseits behaupten, daß die Kirchen Kurlands nicht bloß größtentheils, sondern fast durchgängig gut besucht sind, und zwar nicht bloß auf dem Lande, sondern auch in den Städten. Wenigstens wird jeder, der den Kirchenbesuch in Kurland mit demjenigen in Deutschland vergleicht, was Frequenz anbetrifft, dem erstern unbedingt den Vorzug vor dem letztern geben, welche Bemerkung aber eben so wenig als Vorwurf für Deutschland gelten soll, als es in jener Schrift dem Adel Kurlands zum Vorwurf dient, daß dieser sich nur ausnahmsweise am Gottesdienste theilnähme, wenn wir uns auch aus andern Gründen zu dieser Zurückhaltung im Vorwerfen veranlaßt wissen, als der Verfasser. Wir nämlich halten es für etwas Unvermeidliches, daß da, wo die mit der größern Bildung auch gleichen Schritt haltende Verbildung und der mobiler gewordene Geist der Zeit je nach seiner zeitweiligen Richtung vieles, was auf niedrigerer Stufe der Entwicklung stehend oder noch auf beiden Seiten hinfend gedankenlos der Kirche zuströmte, zur Entscheidung brachte — die Kirchen einstweilen leerer werden. Je weniger wir mit dieser Ansicht hinter dem Berge halten, desto weniger wird man sich geneigt fühlen, uns eiteln Ruhmens zu beschuldigen, wenn wir behaupten, die Kirchen Kurlands seien noch sehr besucht, und zwar nicht weil „die Leute sich die Bestellungen zu den Wochenarbeiten Sonntags bei der Kirche abholen müssen,“ da die Frohne bekanntlich fast in ganz Kurland bereits aufgehört hat, sondern ungeachtet aller Schneegestöber, ungeachtet der größtentheils schlechten und weiten Wege, die die Bauern von ihren Höfen bis zur Kirche zu

machen haben; und zwar hat seit Aufhebung der Frohne der Kirchenbesuch überall eher zugenommen als abgenommen.

In dem weitern Urtheil des Correspondenten der Königsberger Zeitung „die Kirche Kurlands werde großentheils gut bedient“, wagen wir, weil selbst Geistlicher, freilich nicht in gleicher Weise eine Steigerung des „großentheils“ vorzunehmen. Kurland ist selbst Zeuge unserer Wirksamkeit und bildet sich selbst sein Urtheil. Deutschland bitten wir überzeugt zu sein, daß es sich auch auf kirchlichem Gebiete seiner Wurzelschöplinge in Kurland nicht zu schämen haben. Wer's anders zu kennen meint, denke anders. An die Treue oder Untreue, Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit des Geistlichen läßt sich der Maßstab der „redenden Zahlen“ vollends nicht legen. Wenn aber der Verfasser uns Predigern Kurlands auch das; wie es uns scheint, eben nicht überreich in den angeführten Worten des Correspondenten gespendete Lob noch verkürzen will, so mögen uns nachstehende Zurechtstellungen seiner Einzelaussagen und Ausstellungen zu gut gehalten werden.

Der Verfasser leitet den etwa noch vorhandenen Amtseifer und frommen Lebenswandel der kurländischen Prediger zuwiderst von den großen Privilegien und Einnahmen her, deren sie sich erfreuten. „Sie sind,“ schreibt er, „1., lebenslänglich im Amte angestellt; 2., können nur auf richterlichen Ausspruch vom Amte entfernt und cassirt werden; 3., genießen die Rechte des persönlichen Adels; 4., zahlen nicht die geringste Steuer, die in diesem Lande nur Bürger und Bauer zu tragen haben; 5., haben nebst freier Wohnung, Heizung u. s. w. ein Einkommen von wenigstens 700 Rbl. (in den seltensten Fällen), dagegen 1200 bis 2000 Rbl. in der Regel, — ja es giebt Stellungen, allerdings vereinzelt, mit 3000 bis 4000 Rbl. Einkommen; 6., die Kinder der Pastoren sind bis zum 20. Jahre steuer- und rekrutenfrei u. s. w.“ Was nun Punkt 1, 2 und 3 betrifft, so glauben wir diesen Antrieb zu einem frommen Lebenswandel vor den Pastoren anderer Länder nicht voraus zu haben. Zu Punkt 4 gestehn wir gern uns mit staatsökonomischen Studien nicht beschäftigt zu haben, maßen uns daher kein Urtheil darüber zu, ob der Staat recht oder unrecht thut, wenn er gagirte Beamtete unbesteuert läßt, glauben indessen, daß in einem Staate, in welchem hunderterlei Dinge, die der Prediger vorläufig wenigstens auch bei den bescheidensten Ansprüchen nicht entbehren kann und die er gleichwohl nicht, wie der Bauer seine Bedürfnisse, sich selbst produciren oder anfertigen kann, besteuert und verzollt sind, der Prediger doch auch seinen Antheil zu den Staatseinnahmen zahlt.

Zur Zurechtstellung des P. 5. Behaupteten diene Folgendes: Uns ist ein Pastorat sehr genau bekannt, das zu der eben nicht sehr zahlreichen ersten der vier Classen gehört, in welche die Pastorate Kurlands behufs der zur allgemeinen Prediger-Wittwen- und Waiseneasse zu zahlenden Beiträge eingetheilt sind. Dieses Pastorat hat an einigermassen normirten Einnahmen ungefähr 1000 Rbl., an vollkommen freiem Honorar in den letztern Jahren etwa 400 Rubel. Ein Pastorat, dessen Einnahme 3000 bis 4000 Rubel beträgt, kennen wir nicht. Wenn aber eines annähernd so viel Einnahme haben sollte, so könnte das höchstens ein Pastorat in einer der bei uns bekanntlich nicht zahlreich vorhandenen größern Städte sein, wo dann aber zu bemerken wäre, daß eben die Bauern schwerlich zu dieser großen Einnahme etwas beitragen. Nach diesen unsern Angaben mögen sich die Leser den Maßstab zur Beurtheilung jener Angaben bilden. Wenn nun z. B., wie es bei dem Inhaber der oben angeführten Pfarre von 1400 Rubeln der Fall ist, der Pastor mit eigener Equipage eine Gemeinde von bald 8000 Seelen in 700, auf einen Umkreis von 40 Wersten zerstreuten Wohnstellen zu befahren hat, so wird dieser Umstand allein schon die Größe seiner Einnahme, wenigstens in den Augen des Pfarrers in Deutschland, bedeutend verringern. Wenn nun eventuell derselbe Pastor eine größere Familie hat, die er doch seinem Stande gemäß erziehen zu können wird wünschen dürfen, deren Erziehung aber ihm hier doppelt so viel kostet als in Deutschland, wo jedes Schulbuch, jeder Rock um die Hälfte billiger ist als hier, wo in jedem Städtchen fast ein Gymnasium, auf jede 100 Quadratmeilen irgend eine höhere Lehranstalt ist, auf welcher die allendliche Ausbildung zu irgend einem Lebensberufe erlangt werden kann, — so wird, meinen wir, Kurland wohl nicht mit so mißgünstigen Augen auf seine Prediger hinsehen als der Verfasser, und ein Prediger Deutschlands mit 800 Thlr. Einnahme dem kurländischen jene Einnahme von 1400 Rubeln vollends gönnen.

Zu P. 6. bemerken wir nur, daß die Kinder der kurl. Pastoren nicht bloß bis zum 20. Jahre, sondern für immer als erbliche Ehrenbürger steuer- und rekrutenfrei sind, was jemand, der über die bürgerlichen Verhältnisse Kurlands etwas schreiben will, wohl hätte wissen müssen. In Betreff der Steuerfreiheit verweisen wir auf das zu P. 4. Gesagte; in Bezug auf die Rekrutenfreiheit aber bitten wir den Verfasser, sich doch die Dienstliste der russischen Armee anzusehen, um sich davon zu überzeugen, ob die Prediger Kurlands ungeachtet ihrer Rekrutenfreiheit nicht auch jederzeit ihr reichliches Contingent zum Militair geliefert haben.

Ueber die vom Verfasser mit nicht geringem Aufwande von Wiß geschilderte sogenannte Gebetsfahrt der „Herren Pastoren“ Kurlands haben wir Folgendes zu bemerken. Es sind darunter die in sehr vielen Vocationen den Predigern ausdrücklich zur Pflicht gemachten Hausbesuche gemeint, welche davon, daß bei ihnen den Kindern, in früherer Zeit sogar den Erwachsenen und zwar aus guten Gründen, die auswendig gelernten Hauptstücke des Katechismus, besonders aber die Morgen-, Abend- und Tischgebete u. s. w. abgefragt wurden, den Namen der Gebetsfahrten erhielten. Daß diese Umfahrten bei der großen Entfernung vieler Bauerhöfe von Kirche und Predigerwohnung, welche viele Alte und Schwache und alle noch nicht die Kirche und Schule besuchenden Kinder ganz aus den Augen der Prediger entfernt hält, bei dem aus Mangel an Schulen nothwendig zu belebenden häuslichen Unterrichte, bei der dem Prediger obliegenden Seelsorge, die in dem eigenen Hause des Gemeindegliedes sich in der Regel besser üben läßt, als im Hause des Predigers u. s. w. zumal in früherer rathloserer Zeit eine Wohlthat für den Bauern waren und es noch sind, wird eben so wenig bestritten werden können, als daß diese Hausbesuche bei irgend größerer räumlicher Ausdehnung der Gemeinde, bei irgend größerer Zahl der Wohnstellen — man vergleiche z. B. die oben erwähnten Verhältnisse — zu den zeitraubendsten und angreifendsten Amtspflichten der kurländischen Geistlichkeit gehören. Daher mag es gekommen sein, daß in alter Zeit, um den Eifer des Predigers nicht erkalten zu lassen, theils inventarienmäßig, theils durch Usance gewisse bestimmte Gaben an Victualien und andern Bodenerzeugnissen, die jeder Bauerhof beim jedesmaligen Hausbesuche dem Prediger zu entrichten hatte, in Gebrauch kamen, ein Gebrauch, der so viel wir wissen noch an vielen Orten fortbesteht, zumal diese Gaben in manchen Pfarren einen wesentlichen Theil der Gesamteinnahme des Predigers ausmachen. Daß bei diesem Einsammeln der Gaben, zumal in früherer Zeit, das eine und andere Unstatthafte, unsern jetzigen Begriffen von Anstand nicht mehr Entsprechende vorgekommen sein mag, daß auch beim größten Tacte des Predigers dieses Selbstsammeln der Gaben immer seine Schattenseiten behält, gestehen wir gern zu, daher denn auch, wie z. B. in der Gegend des Einsenders dieses, mancher Prediger lieber den aus den Hausbesuchen resultirenden Einnahmen ganz entsagt hat, und wäre es zu wünschen, daß Prediger und Kirchenvorsteher überall auf Auskunfts Mittel sannen, die dem Prediger die wohlverdiente Entschädigung für die Mühen des Hausbesuchs sicherten, ohne

ihn dem Widerlichen der Selbsteinsammlung auszufetzen. Daß aber unsere Bauern dieses Selbsteinsammeln der stipulirten Gaben mit solchen Augen ansehen, wie der Verfasser, ist nicht wahr; und die betreffenden Wige und Redensarten, die er dem gemeinen Volke in den Mund legt, haben wir noch nicht gehört, wie wir denn auch für die dem gemeinen Volke, bei uns doch fast ausschließlich Letten, obtrudirten Ausdrücke „flächsen“ und die Hauptstücke „beten“ in der That, bei aller unserer ziemlich genauen Bekanntschaft mit der lettischen Sprache doch keine diesen deutschen Ausdrücken entsprechende lettische aufzufinden vermögen.

Wir kommen weiter auf die so gehässig dargestellten Fürbitten. Dieselben sind allerdings in Kurland in vielen Gemeinden sehr üblich, und ausnahmsweise hat unsere Broschüre diejenigen Gegenstände so ziemlich richtig angegeben, um die sich die Fürbitte drehet. Nur vermiffen wir z. B. die stehende Fürbitte fürs Kaiserhaus; ferner ist uns der Ausdruck „in Betreff der Communication“ unverständlich\*); so wie endlich uns eine Fürbitte bei anhaltender Dürre oder Mäße, von einem einzelnen Gemeindegliede bestellt, noch nicht vorgekommen ist, obgleich wir sie in Form der Collecte aus unserer Gegend kennen. Daß auch mit der Fürbitte wie von Seiten dessen, der sie bestellt, so von Seiten dessen, der sie annimmt, Mißbrauch getrieben werden kann, hier und da auch wirklich getrieben werden mag, wollen wir schon zugeben; aber eben so gewiß wird jeder, der theils religiöses Gefühl überhaupt, theils auch den religiösen Bildungsgrad unseres Volkes kennt, zugeben, daß die Fürbitte, zumal für jetzt noch, in der Hand des Predigers eines der geeignetsten Mittel ist, dasjenige, was in der Predigt gesagt ward und leider nur zu oft noch nur halb oder schief verstanden wird, in concreter Weise dem Verständniß des Bittstellers näher zu bringen, christlichen Gemeinssinn und gegenseitige Hilfsbereitsamkeit in der Gemeinde zu wecken und zu erhalten, dem Aberglauben entgegenzuwirken und den Bittsteller auf dasjenige, um was er eigentlich zu beten und die Art und Weise, wie er eigentlich zu beten hätte, aufmerksam zu machen. Ueber die Entstehung der Fürbitte, so wie etwa über die beste Art, wie sie zu beseitigen wäre, lassen wir dem Verfasser gerne seine Ansicht. Wenn ihm aber noch unbekannt ist, daß dem Mißbrauche der „Fürbitte, oder vielmehr einer falschen Ansicht über dieselbe auch nur im leisesten entgegen getreten wäre,“ so können wir ihm nur rathen,

\*) Es wird wohl die Communion gemeint sein.



fleißig in die Kirche zu gehen, namentlich aber über den Unterschied zwischen Fürbitte und Messe nähere Erfindigungen einzuziehen. Wir halten dafür, daß schon die theologische Spitzfindigkeit jedes Schulbuben genügen wird, um ihm diesen Unterschied deutlich zu machen.

Wir folgen dem Verfasser zu seinen Betrachtungen über den sittlichen Zustand des Bauernstandes in Kurland, namentlich in Betreff der Mäßigkeit. Wir unsererseits, mit Lithauen auch nicht ganz unbekannt, stimmen dem Correspondenten der Königsberger Zeitung unbedingt bei, wenn er die kurländischen Bauern vor den lithauischen sich auszeichnen läßt. Sonst wüßten wir es uns z. B. nicht zu erklären, warum namentlich in letzterer Zeit aus unserer Gegend so viele Bauern als Pächter, als Knechte, als Wirtschaftsaufsäher nach Lithauen hin begehrt werden, um dort nicht allein zu vegetiren, sondern zu prosperiren, wo Lithauer verarmten. In Betreff der Mäßigkeitssache, gegen welche die Geistlichkeit Kurlands sich sehr lau und kalt bewiesen haben sollte, Folgendes: Einsender dieses war, wenn nicht der erste, so wenigstens einer der ersten, der nun bereits vor einer langen Reihe von Jahren einen Mäßigkeitsverein in seiner Gemeinde gründete. Die Sache schien großen Fortgang zu gewinnen. Er suchte um Bestätigung seiner Vereinsstatuten nach. Die Regierung belobte seinen Eifer für die gute Sache, schlug aber die Bestätigung der Statuten ab, obgleich diese sehr einfach waren und namentlich nicht etwa eidliche Verpflichtungen zc., sondern lediglich die öffentliche Namhaftmachung der Ein- und Austretenden, und auch diese selbstverständlich nur im Umkreise der Gemeinde, als einziges Bindemittel vorschlugen. Das wollte ihn anfangs befremden. Aber — die Erfahrung ließ ihn bald anderer Meinung werden; und bei allem Eifer für die Mäßigkeit warnen wir doch jeden unserer Amtsbrüder, zur Bekämpfung des in der Natur des Nordens wurzelnden Hauptlasters aller nordischen Völker, der Trunksucht, andere Mittel anzuwenden, als Förderung des intellectuellen und materiellen Wohlstandes des Volkes, weil bei zunehmender Geistesbildung auch nothwendig die Sitten wächst, sich durch dieses Laster dem Thiere ähnlich zu machen, bei steigendem Wohlstande aber sich andere, wenn auch theurere, doch den gleichen Erfolg — Wiederbelebung der durch Kälte und Nässe erschlafften Lebensgeister — herbeiführende Mittel, Thee, Bier, ja selbst Wein, ohne gleich große Gefahr der Entwürdigung seiner selbst, sich bieten und wie die Erfahrung lehrt auch immer mehr und mehr dem Brandwein vorgezogen werden. Die Trunksucht nimmt sichtlich, wenn auch noch nicht raschen, so doch sichern

Schrittes in Kurland immer mehr und mehr ab, und namentlich machen wir alle, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, auf den erfreulichen Erfolg der Schule in dieser Beziehung aufmerksam. Wir wiederholen es: Förderung des intellectuellen und des damit in nothwendigem Zusammenhange stehenden materiellen Wohlstandes des Volkes ist das einzige, aber auch seines Sieges gewisse Mittel gegen die Trunksucht im Volke. Daß aber die evangelische Geistlichkeit Kurlands keinen Grund hat, die katholischen Priester Lithauens um den vom Verfasser gerühmten fleißigen Kirchenbesuch, um das beispiellose Vertrauen, um den Gehorsam ihrer Beichtkinder zu beneiden, dafür erläßt man uns wohl gern den Beweis; so wie wir auch unbedingt viele auf unserer Seite haben werden, wenn wir behaupten, daß eine bloß auf das beispiellose Vertrauen und den Gehorsam gegen die Priester gegründete „Enthaltbarkeit geistiger Getränke(!)“ allerdings auf „Großartigkeit“ Anspruch machen kann, aber schwerlich im Sinne des Verfassers, sondern nur etwa auf die Großartigkeit einer plögl. erstandenen Ruine aus dem nicht überall von ihm gerühmten Mittelalter, die jeden Augenblick den Einsturz droht.

Auch über das kirchliche Gesangbuch des kurländischen Bauernstandes läßt sich der Verfasser aus. Allerdings wurde vor etwa 50 Jahren ein neues lettisches Gesangbuch eingeführt. Acht Gemeinden (nicht „drei bis vier“) waren nicht zu bewegen gewesen, es auch nur für den kirchlichen Gebrauch anzunehmen, während fast überall noch im häuslichen Gebrauche das alte fortlebte, so lange nur immer noch die Trümmer des Buches vorhielten. Da ward eine neue Auflage des sogenannten alten Gesangbuchs veranstaltet und dieses ist jetzt fast überall auch wieder im kirchlichen Gebrauche, ohne daß irgendwo es zu seiner Wiedereinführung oder vielmehr seiner Wiederaufnahme mehr als nur der Nachricht bedurft hätte, daß es wieder zu haben sei und wieder gebraucht werden dürfe. Nun wissen wir nicht, ob unsere Leser, die das Buch nicht aus eigener Anschauung kennen, dem fortschreitenden Verfasser oder uns, die wir uns in dieser Beziehung gern für den Rückschritt entschieden haben, mehr Glauben zu schenken bereit sind. Wir aber verhehlen unsere Ansicht nicht: es wäre besser gewesen, wenn man das alte Gesangbuch nicht, wie es geschah, ganz unverändert abgedruckt, sondern einige nicht sowohl dem Inhalte als der Form nach nicht recht brauchbare Lieder in denselben durch neue bessere ersetzt hätte; aber auch in dieser unveränderten Gestalt scheint es uns dem wässrigen Producte von 1806 weit vorzuziehen. Es ist fast ausschließlich nur

Uebersetzung und zwar größtentheils sehr gelungene Uebersetzung der alten deutschen Kernlieder, die das Volk in Deutschland nicht weniger liebt und singt als das Kurlands. Der Teufel tritt allerdings in diesem Gesangbuche hin und wieder auf, aber durchaus nur in einer Gestalt, die schwerlich auch nur dem schwächlichsten Ritter vom Geiste einiges Entsetzen einzulösen vermöchte.

Der Schriftsteller über die Zustände des freien Bauernstandes in Kurland erinnert weiter an die bedauerlichen Volksbewegungen in Livland in den Jahren 1840—47; erzählt, daß nach dem Jahre 1847 bereits etwas mehr als 100,000 Evangelische zur orthodox-griechischen Kirche übergetreten seien; knüpft daran die Frage, wo sich hier der Einfluß der neuen Kirchenordnung und der lutherischen Pastoren gezeigt habe? und stellt nun, eben so billig als logisch! durch die an diese Mittheilungen geknüpfte Bemerkung, „nur ein Zufall habe damals Kurland vor diesen Verbesserungsversuchen geschützt“, auch für Kurland die Wirksamkeit der neuen Kirchenordnung und der kurländischen Pastoren ins rechte Licht! — Nun, wir erwarten für uns wie für unsere livländischen Amtsbrüder von dem Interesse, mit welchem nicht allein alle Evangelischen Liv-, Kur- und Estlands in den vierziger Jahren auf Livland, sondern ganz Deutschland auf den Gang der Ereignisse in den confessionsverwandten Ostseeprovinzen hinflickten, mit Zuversicht, daß alle In- und Ausländer mehr über diese Ereignisse wissen, als der ungenannte Verfasser zu wissen sich stellt; und wollen unsererseits dankbar uns des Schutzes freuen, den der Zufall uns gewährte, ohne etwa, was vielleicht dem Einen und dem Andern in den Sinn kommen könnte, das energische Verfahren unserer Behörden gegen Emissäre, die Wachsamkeit der durch des überraschten Livlands Beispiel gewarnten kurländischen Geistlichkeit, die von der socialen Lage des livländischen Bauern so sehr verschiedene Lage des kurländischen, die in Livland freilich auf ganz andere, für den rohen Bauer vielleicht unwiderstehliche Probe gestellte, bald zwar, wenn auch zu spät wieder erwachte, in Kurland aber nie in dem Maße alterirte Zuneigung des Bauern zu seinem Geistlichen — gerade als dem Zufalle willkommenes Mittel in den Vordergrund zu stellen. Uebrigens haben, so viel wir aus den uns übersandten gedruckten Verzeichnissen der Uebergetretenen entnommen zu haben glauben, nicht über 100,000, sondern nur etwas mehr als die Hälfte dieser Zahl incl. der sehr zahlreich vertretenen Minorennen, bis zu den Säuglingen herab, ihre Confession verlassen. So wenig aber z. B. Deutschland das über seine Söhne

gekommene Auswanderungsfieber gerade aus dem Mangel an Liebe zum deutschen Vaterlande herleitet, eben so wenig wird jeder Augenzeuge jene Uebertritte gerade aus dem Mangel an Liebe zur evangelischen Kirche und zu den Predigern derselben herleiten.

In die S. 12 jener Schrift angestimmten Klagen über den Aberglauben, über den Mangel an Vertrauen zur Justiz, über die Meineidigkeit des furländischen Bauern, stimmen wir allerdings auch ein; doch theils behaupten wir mit gutem Rechte, daß der furländische Bauer diese Gebrechen durchaus in keinem höhern Grade an sich hat, als der Bauer irgend wo anders, wo er auf derselben Bildungsstufe steht wie hier; theils leiten wir, mit des Bauern Denkweise sehr genau bekannt, seinen Standpunkt der Justiz gegenüber nicht wie der Verfasser aus dem „socialen Aberglauben her, daß rings um ihn die Justiz mehr die Mittel und den Stand der Parteien berücksichtige, als das positive Recht, welches letztere durch jene modificirt und umgangen werde;“ sondern vielmehr aus dem bei jedem noch ungebildeten Menschen stattfindenden Mangel an Verständnis für ein, über den individuellen Ansichten des Einzelnen stehendes positives Recht überhaupt und aus dem Wahne, der Mächtigere, dem ja natürlich auch alle erdenklichen Mittel zu Gebote stehen müssen, verfare nur nach Willkür und habe sich an kein Gesetz zu binden; daher jeder, der über dem Bauern steht, Gefahr läuft, für „unbarmherzig“ gehalten zu werden, wenn er in Folge eines Gesetzes den Wunsch eines Bauern nicht erfüllt, und jede niedere Behörde in dem Maße an Autorität beim Bauern verliert, als eine höhere, an die dieser etwa appellirte, die getroffene Entscheidung abändert; daher ferner jede niedere Autorität, mag sie eine noch so treue Vollzieherin des Willens einer höhern sein, sobald dieser von ihr zu vollziehende Wille dem Bauern nicht nach Sinn ist, für unbarmherzig gilt, während der Glanz der Gnade der höhern Autorität verbleibt. Von einem Staatsorganismus hat der Bauer noch keinen Begriff. Aus diesem Mangel an Verständnis für positives Recht stammt der vom Verfasser als unter den Bauern stereotyp geworden angeführte Satz: „Es ist nichts zu machen; Gott ist hoch; der Kaiser ist weit; die Herrn sind unbarmherzig,“ und nicht aus dem obigen „socialen Aberglauben.“ Doch gestehn wir, von diesem Satze wohl gehört, aber ihm selbst noch nicht aus eines Bauern Munde gehört zu haben; wie denn überhaupt das Sichnichtfügenwollen, das Weiterklagen sich allgemach mehr in den wie geistig überhaupt, so besonders moralisch zurückgebliebenen Theil des

Volkess zurückzieht. Mißbrauch des Eides kommt leider häufig genug vor; und es wäre, wenn es eben nur auf die Prediger ankäme, wenigstens die Gelegenheit zum Meicide durch Einschränkung des Beerdigungsrechtes bedeutend seltner gemacht. Ob diese Einschränkung aber so leicht zu bewerkstelligen wäre, darüber enthalten wir uns billig jedes Urtheils.

Somit wäre, was wir unsrerseits zur Vertheidigung der so hart angegriffenen Kirche oder vielmehr Geistlichkeit zu sagen gehabt, erledigt, und wir gehn zur Schule über.

Von den Schulen Kurlands hatte der Correspondent gesagt, daß ihre Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehre. Wir wolken gern das vielsagende „leider“ mit dem der Verfasser diese Bemerkung begleitet, so deuten, als bedaure er es, daß nicht schon gleich anfangs bei Aufhebung der Leibeigenschaft 1817 die nöthige Anzahl Schulen, auf je 1000 beiderlei Geschlechts eine, errichtet worden, oder als gehe ihm wenigstens diese allmälige Vermehrung der Schulen zu langsam vorwärts; und in dieses Bedauern stimmen wir gern mit ein. Aber wenn der Verfasser an die Nachricht, daß der Adel 1840 eine Schule auf seinen Ritterchaftsgütern angelegt hat, die Bemerkung knüpft: „daß jedoch die neue Kirchenordnung wesentlich dazu beigetragen habe, muß in Abrede gestellt werden, und am Entschiedensten verwahren wir uns gegen etwaige Ansichten, daß die Geistlichkeit an der Vermehrung der Schule mit Verdienst hätte; sie verhielt sich in ihrer größten Mehrzahl passiv und legte die Hände ruhig in den Schooß. Das Verdienst in dieser Beziehung gehört dem Adel“ — so müssen wir uns billig der Kirchenordnung und der so hart angegriffenen Geistlichkeit annehmen. Die neue Kirchenordnung schreibt allerdings bloß im Allgemeinen Lesen und Kenntniß des Katechismus als Erforderniß bei der Confirmation vor. Aber durch diese scheinbar so geringe Forderung legte sie dem Prediger einen Zwang auf und gab ihm Zwangsmittel in die Hände, die, wie jeder weiß, auf die Gründung und Entwicklung der Schule mehr eingewirkt haben, als der betreffende § der gleichfalls Allerhöchst bestätigten Bauerverordnung von 1817, der die Gründung einer Schule auf je 1000 Seelen beiderlei Geschlechts vorschreibt, aber begreiflicher Weise nicht dem Prediger vorschreibt, sondern zunächst dem Volke selbst; und es mußten von dem Augenblicke an nicht allein die Prediger, sondern auch manche andere Autoritäten sich die Frage stellen, wo denn das Bauernkind die nöthigen Kenntnisse im Lesen und im Katechismus hernehmen sollte, zumal da der Prediger möglicher Weise seine Anforderungen

an die Fertigkeit im Lesen und an die Kenntnisse im Katechismus bis zu einem Grade steigern konnte, der die besten bisherigen Leistungen des mütterlichen Unterrichts im Bauernhose, oder eines als *ABC*-Lehrer sich nähernden Gebietskrüppels, oder eines den Winter über von seinem Handwerke rastenden Gebietsmaurers u. s. w. weit überflügelte. Es wäre Undank, wenn die Prediger Kurlands die Wohlthat verkennen wollten, die der Adel durch Gründung des Schullehrerseminars auf seinen Ritterschaftsgütern dem Lande erwies. Aber der Adel wird es uns nicht übel deuten, wenn wir nicht bloß bei der Einwirkung der neuen Kirchenordnung auf die Entwicklung des Schulwesens in Kurland stehen bleiben, sondern auch geradezu den Predigern einigen Einfluß auf diese Entwicklung vindiciren. Zur näheren Begründung dessen erlauben wir uns ein paar kurze statistische Bemerkungen. Die auf etwa 450,000 Seelen anzuschlagende kurländische Bauerschaft ist etwa zu 2 Fünfteln Kronsz, zu 3 Fünfteln Privatbauerschaft, oder besser: sie stzht zu  $\frac{2}{5}$  auf Kronsz, zu  $\frac{3}{5}$  auf privaten, und zwar fast ausschließlich dem Adel gehörigen Gütern. Jede Kronsgemeinde bildet, um uns so auszudrücken, eine kleine Bauernrepublik unter einem Gemeindegerrichte, dessen Glieder mit Ausnahme des Schreibers sie sich selbst wählt, in welcher aber der Arrendator der eigentlichen Gutsländereien, welchen Standes er immer sei, wenn er schon früher während der Frohne, eben weil nur Pächter und nur etwa auf 12 Jahr, nothwendig nur in einem sehr lagen Verhältniß zur Bauerschaft stand, jetzt vollends so gut wie nichts mehr zu sagen hat und als häufig noch sehr hoch geschrobener Pächter selbstverständlich nicht zu großen Opfern zu bewegen sein dürfte, zumal die Kronsbauerschaften durchschnittlich oder wohl überall factisch in einem sehr billigen Erbpachtbesitz ihrer Bauernhöfe, und, wenn nicht überall wohlhabend, so nur aus eigener Schuld nicht wohlhabend sind. Auf den Privatgütern ist es anders. Der Bauer steht da in einem abhängigeren Verhältnisse zu seinem Herrn, als nur zeitweiliger Pächter seines Grundstücks, er hat auch vielleicht im Durchschnitt genommen kein so reichliches Auskommen wie der Kronsbauer. Dagegen steht der erbliche Gutsherr auf seine Bauern mit andern Augen hin und wird hundert Bedürfnissen der etwa ärmern aus eignen Mitteln abzuhelfen sich getrieben fühlen, denen in Kronsgemeinden die Gemeinde selbst abzuhelfen sich genöthigt steht.

Wenn nun der Verfasser die hier angegebenen Verhältnisse nicht bestreiten kann; wenn er zugeben muß, daß in Kronsgemeinden der Prediger wohl fast allgemein der Einzige ist, der die Schulbildung der Bauerschaft

fördert und sich für das Schulwesen interessirt, und nicht etwa das von ihm selbst so niedrig gestellte Gemeindegerecht; wenn ihm schwerlich ein Fall bekannt sein dürfte, wo die Domainenverwaltung befohlen, und nicht vielmehr nur die, oft wiederholentlich, gethane Bitte des Predigers genehmigt hätte, es möchte an diesem oder jenem Orte eine Schule geschaffen werden; wenn er schwerlich nachweisen kann, Adel oder Domainenhof habe irgend eine Kronsgemeinde mit einem Jöglinge des Seminars beschenkt, ihm aber bewiesen werden kann, daß hier und da ein Prediger für seine Kronsgemeinde unentgeltlich einen Schulmeister selbst herangebildet habe, daß viele, ja vielleicht die meisten Schulen in Kronsgemeinden dadurch entstanden sind, daß auf Veranlassung des Predigers die Küstorate zu Schulen hergegeben, die Küster von ihrem Prediger bewogen oder nur unter der Bedingung angestellt wurden, daß sie für eine, oft gar nicht in Betracht kommende, von der Gemeinde zu zahlende Löhning die Bauerkinder unterrichten sollten; wenn ferner gleichwohl wird zugegeben müssen, daß die Kronsbauern Kurlands an Schulbildung im Ganzen der Privatbauerschaft wenigstens gleichstehn; wenn endlich wir vom Adel nicht Lügen gestraft zu werden fürchten, indem wir behaupten, daß auch eben nicht viele Schulen in Privatgemeinden existiren, die nicht auf die Bitte oder wenigstens unter Mitberathung mit dem Prediger vom Gutsherrn gestiftet worden, — so wird doch auch dem kurländischen Prediger einiger Antheil an dem, was zur Zeit bereits an Schulen in Kurland vorhanden ist, zugestanden werden müssen.

Was die vom Verfasser angeführten Landtagsverhandlungen von 1853 betrifft, so gestehn wir gern, nichts Genaueres über dieselben zu wissen, wie wir denn auch, als Prediger einer Kronsgemeinde und weit vom Sitz des Schullehrensseminars entfernt, zu diesem Seminare nie in specieller Beziehung gestanden haben. Nur bemerken wir in Bezug auf die in Besprechung gekommene deutsche Sprache, daß wir, obgleich wir wohl mehr vielleicht als der Verfasser davon überzeugt sind, es werde bald keine Letten mehr geben, gleichwohl zu denen gehören, die für jetzt noch die deutsche Sprache — sofern wir mit Recht unter der Volksschule eine Schule verstehen, in welche alle Kinder der Gemeinde gebracht werden, welche daher für jetzt sich schon, wenn's hoch kommt, mit zwei Wintersemestern wird begnügen müssen, und nicht etwa eine Schule, die nur von einer kleinen wohlhabenden Elite der Gemeinde, und zwar von jedem Schüler fünf, sechs Jahre hinter einander besucht wird — aus der Volksschule aus-

geschlossen zu sehn wünschen, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil der Unterricht in einer neuen Sprache die kurze Schulzeit noch sehr verkürzen würde, ohne dem Kinde mehr als nur ein paar Redensarten beizubringen, die während des nächsten Sommers schon alle wieder vergessen wären. Erst, meinen wir, müsse die Welt der Begriffe in unsern Bauerkindern erweitert werden, was sehr gut auch vermittelst der nicht aller Bildungsfähigkeit ermangelnden lettischen Sprache geschehen kann; dann erst können ihnen die deutschen Ausdrücke für diese neuen Begriffe gegeben werden. Neuer Begriff und fremder Ausdruck dafür zugleich ist zu viel. In den sogenannten Sommerschulen und sonst wo's immer geht, mag Deutsch lernen, wer immer Zeit und Lust und Mittel dazu hat, und dies geschieht auch bereits. — Sehn wir nun uns die Seminaristen an, so müssen wir unsere Ueberzeugung aussprechen, daß es noch manchem derselben an der nöthigen Demuth fehlt, um ein Mann des Volkes zu bleiben, was begreiflicher Weise unumgänglich nothwendig ist, wenn er nicht allein das Vertrauen des Volkes sich erwerben, sondern besonders unser Volk, welches die Schulkenntnisse, die über nothdürftiges Lesen und eine magere Bekanntschaft mit dem Katechismus hinausgehn, größtentheils noch für sehr unnütz, ja mit den Beschäftigungen des Landmannes für unvereinbar, diese dem Kinde nur verleidend hält, für die Schule gewinnen will. Was aber der Verfasser von der Knechtung der Schullehrer durch den „Kirchenherrn“ spricht und mit so pikanten Anekdoten würzet, klingt uns so absonderlich, daß wir dem freien Willen der Leser, es zu glauben oder nicht, nicht vorgreifen wollen. Den Mangel an einem Schulgesetz bedauern wir mit dem Verfasser und leiten von diesem Mangel unter vielem Andern auch diesen und jenen Conflict her, der zwischen dem Adel, der Geistlichkeit und den Schullehrern hier und da in Schulangelegenheit vorgekommen sein mag, ferner auch die geringe Auswahl an tauglichen Schulbüchern — an allerlei kleinen Erzählungen, guten und schlechten, fehlt es nicht — weil bei der geringen Anzahl der Letten und den großen Druckkosten, die bei uns noch stattfinden, niemand auf gut Glück Etwas will drucken lassen, ehe die Aussicht, sein Buch als Schulbuch eingeführt zu sehn, ihn einigermaßen den Ersatz seiner Kosten hoffen läßt. Doch haben wir einige Aussicht, bald ein solches allgemein gültiges Schulgesetz ins Leben treten zu sehn, das einem jeden Betheiligten seine Rechte wie seine Pflichten in Bezug auf die Schule, besonders aber die nöthigen Mittel zur Erfüllung seiner Pflichten zutheilen wird. Dann werden unfehlbar sogleich mancherlei



Mangelhaftigkeiten einerseits und mancherlei Extravaganzen andererseits, die jetzt noch unser kurländisches Volksschulwesen verunstalten, schwinden.

In Bezug auf den vom Verfasser so hart angeschuldigten Redacteur der lettischen Zeitung Kurlands — in Livland erscheint bekanntlich auch eine, dem kurländischen Volke doch eben so zugängliche lettische Zeitung, daher des Verfassers Bemerkung, es gebe für's Volk in Kurland nur eine lettische Zeitung, auch nicht stichhaltig ist — haben wir zu bemerken, daß dieser unermüdete Arbeiter für das Lettenvolk bei diesem allgemeine Anerkennung und Dank findet, weniger aber bei einer gewissen, im transitorischen Zustande verbliebenen Absichtung desselben — was seinem Vorgänger in der Redaction der Zeitung, in dessen Lob als Arbeiter für's Lettenvolk wir übrigens von Herzen mit einstimmen, gewiß in noch viel größerem Maße begegnet wäre, wenn er die ersten Anfänge dieser Absichtung überlebt hätte. Diese trat damals noch schüchtern auf und ließ sich noch belehren, ist aber leider später an einer gewissen „Kurzdarmigkeit“ erkrankt; und während die alte Schule noch dem Volke zuzurufen sich für berechtigt hält: „Seht, das könnt und sollt Ihr werden, und so müßt Ihr's anfangen, um das zu werden, was Ihr werden könnt und sollt,“ — spricht die neue fertige Schule, in Liebe sich das Volk assimilirend: „Seht, was Ihr schon für Leute seid!“ Daher die Dissonanz. Daß es bei unserm Autor auch noch nicht so ganz klar ist, müssen wir z. B. daraus schließen, daß er dem, der die geistige Finsterniß der Italiener hervorhebt, um dieser Aeußerung willen „ultramontaner Anschauungen“ beschuldigt. Doch dies mag hingehen. Wenn der Verfasser aber das tadelt, daß in der vom Pastor Schulz in lettischer Sprache herausgegebenen Geographie für den kurländischen Bauern die Vorzüge Kurlands hervorgehoben werden, so gestehn wir gern, daß auch wir jede Gelegenheit ergreifen, um dem Bauern unser Ländchen anzupreisen, erstens weil wir der Meinung sind, daß wer nie sein kleines Vaterland geliebt, auch nie sein großes lieben werde; zweitens weil der kurländische Bauer unser Ländchen in seinen Liedern selbst schon das „Gottesländchen“ nennt; und dann drittens, weil wir wirklich das Loos des kurländischen Bauern, wenn er selbst nur sein will, wie er sein kann und soll, für ein höchst glückliches und beneidenswerthes halten.

Mehr jedoch als aus den Citaten aus dem Schulz'schen Büchelchen könnte möglicher Weise der Ultramontanismus der kurländischen Prediger aus dem vom Verfasser so oft hervorgehobenen Titel „gnädiger Kirchenherr“ hervorleuchten. Aber die Sache ist nicht so gefährlich wie sie aussteht.

Dem einmal ist das Attribut „zeenigs,“ welches der Lette wohl so ziemlich durch ganz Kurland jedem Standes- und Amtstitel vorsetzt, vom Patrioten sehr frei mit „gnädig“ übersetzt, während es in der That nichts mehr und nichts weniger bedeutet, als „verehrlich;“ und dann sind die Prediger gewiß sehr unschuldig daran, daß die Armuth seiner Sprache den Letten nöthigt, jeden, der nicht ein rein bäuerliches Amt oder ein bloßes Handwerk betreibt, in der Art zu betiteln, daß er auf den Genitiv des Ortes oder des Bereiches seiner Wirksamkeit das Wort „Herr“ folgen läßt. So heißt z. B. der Verwalter eines Hofes (Gutes) im Lettischen „Hofesherr,“ der Förster „Waldesherr,“ der Richter „Gerichtsherr“ u. s. w. und eben so ist's denn auch gekommen, daß der Pastor „Kirchenherr“ geworden ist, für welchen Titel indessen in vielen Gegenden Kurlands gewöhnlich Ausdrücke wie „lieber Lehrer“ oder „verehrlicher Lehrer,“ oder auch „verehrlicher Vater“ gebraucht wird, dessen Verkleinerungswort „Väterchen“ der Verfasser wenigstens in Rußland gern gelten läßt. Vielleicht wäre er aber nachsichtiger gegen den Titel „Kirchenherr“ gewesen, wenn unsre Bauern auch schon ihre Volkslehrer „Schulherrn“ titulirten, wie sie für jetzt die Lehrer an andern Schulanstalten nennen, und nicht bloß Schulmeister, obgleich uns dieses auch schon ein sehr vielsagender Titel zu sein scheint.

Doch genug über die von dem Verfasser so hart angegriffene Kirche und Schule Kurlands. Unser Adel wird sich wahrscheinlich durch die ihm von demselben gewundenen Kronen eben so wenig geschmeichelt fühlen, als die Geistlichkeit durch den Tadel, den er über sie ausschüttet, gedemüthigt.

Nur über Eines noch fühlen wir uns eben so berechtigt als gemüthigt unsre auf genaue Bekanntschaft mit den Letten Kurlands gegründete Ansicht auszusprechen, nämlich über den vom Verfasser geschilderten „angeborenen Haß der Letten gegen die Deutschen.“

An den namentlich vor Einführung der Dreschmaschine durch ganz Kurland herrschenden, bis zur Stunde auch dort, wo die Frohne schon längst aufgehört hat, bei den Bauern noch fortdauernden Gebrauch, in der Nacht zu dreschen, — den jeder Andere sich für den Anfang des Herbstes aus dem Gedränge der Arbeiten, da Saat und Ernte zusammenfällt, und für den Spätherbst und Winter aus der Länge der Nächte erklären würde, die der Bauer doch unmöglich mit Schlafen allein zubringen kann, — knüpft unser schwarzschichtiger Autor Betrachtungen über den erwähnten Haß und führt zum Beweise für denselben alte Lieder an, die er Nationallieder zu nennen beliebt, obgleich in denselben nur von Knechten und

Herrn, mit keiner Sylbe aber von Letten und Deutschen die Rede ist. Meint er denn, daß da, wo noch die von ihm mit einer Art von Satisfaction angeführte Volksjustiz herrscht, nicht auch im Munde des Volkes solche Nationallieder sich finden, wie er sie nennt? Sollte es ihm, wenn er behauptet, „daß die Letten, wenn sie jemanden unter sich einen Deutschen nennen, damit eben nichts Schmeichelhaftes ausdrücken wollen,“ — denn unbekannt sein, daß sie unter sich noch manche andre Nationalität als Schimpfnamen brauchen, ohne daß daraus Haß gegen dieselben gefolgert werden kann? Daß z. B. häufig ein Lettē den andern eben nicht um ihm zu schmeicheln einen Deutschen nennt, bloß weil dieser bereits einen deutschen Rock anhat, den jener sich nur noch erst wünscht? — Es wäre doch ein gar zu wunderlicher Haß einer Nationalität gegen die andre, wenn wir die hassende unaufhaltbar in die gehasste überzugehen bestrebt sehn! — Wir unsrerseits wiederholen unsre schon einmal in diesen Blättern ausgesprochene Behauptung, daß die Letten sich als Nation gar nicht kennen, sondern nur als Stand, daß daher von einem Nationalhaß gar nicht die Rede sein kann, sondern nur allenfalls von einem Standeshäß, der übrigens auch durchaus nicht in unserm Lettenvolke allgemein ist, sondern nur dort etwa auftaucht, wo harte Herrn ihre Bauern drücken; wir behaupten daher, daß jede Erinnerung der Letten an eine noch sehr zu bestreitende, jedenfalls aber längst verschwundene Herrlichkeit des Lettenvolkes zu Wasser und zu — Walde, jede Erinnerung an die in jenen alten Zeiten, aus denen die angeführten Lieder stammen mögen, erlittenen Bedrückungen nichts weiter ist, als eine mindestens höchst unverständige Störung und ein Hemmiß, die wie dem fortschreitenden Bauern selbst, so denen, die ihn weiter bringen wollen, in den Weg gelegt werden; und wenn gar solche Aeußerungen gehört werden sollten, wie: „Der Deutsche muß herunter, der Lette muß herauf,“ so weiß jeder, der unsre Zeit irgend versteht, besser als unser Patriot es weiß, „wie weit es in der Zeit ist.“ Jenen aus alter Zeit angeführten Liedern, die für den vermeintlichen Nationalhaß sprechen sollen, in der That aber, wie schon bemerkt, nur dafür sprechen, daß wie überall, so auch hier, sonst weniger Humanität geherrscht hat als jetzt, wofür kein Vernünftiger die Jetztzeit wird verantwortlich machen wollen — jenen alten Liedern setzen wir zur Bestätigung unsrer Behauptung zwei dem Verfasser gewiß auch sehr bekannte, in unserm Lettenvolk Kurlands gangbare Redensarten aus neuer Zeit entgegen. Die eine lautet: „Gott schütze uns vor Herrn unsres Standes,“ und die zweite: „ohne Gott und ohne Herrn

kann kein Mensch sein.“ Daß die erstere so viel heißt als: „Gott schütze uns vor einem Lettischen Herrn,“ wird der Verfasser eben so wissen, wie, daß in der That selbst noch zur Zeit der Frohne ohne Leibeigenschaft, vollends aber noch zur Zeit der Leibeigenschaft dort die Letten am übelsten saßen, wo ein Gutsherr einen Letten zum irgend unumschränkten Gutswalter machte. Auf die vielen Letten oder vielmehr ehemalige Letten, die jetzt Arrenden besitzen, können wir übrigens Obiges um so weniger beziehen, als das Pachtverhältniß den Herrn zum Bauern jetzt ganz anders gestellt hat, als er sonst stand. Wenn in der zweiten Redensart aber der Verfasser etwa den Einfluß des Ultramontanismus der Prediger erkennen will, so lassen wir uns das gern gefallen. Diese aus viel neuerer Zeit stammenden Redensarten fallen unsres Erachtens bei Beurtheilung des Verhältnisses, in welchem der Lette zum Deutschen in Kurland steht, weit mehr ins Gewicht, als jene Liederchen aus alter Zeit, möglicher Weise noch aus jener Zeit, wo noch Perkun hier seine Altäre hatte. Ein Arkadien fanden hier die Deutschen schwerlich vor.

Doch wir fürchten unsre Leser zu ermüden; darum nur noch ein paar Worte, die uns der Gesamteindruck eingiebt, welchen die Broschüre auf uns gemacht hat.

Auch wir erkennen sehr wohl, daß an Vielem bei uns noch Vieles auszusetzen ist, daß aus dem Fortschrittswege, den unser kleines wie unser großes Vaterland beschleunigten Schrittes eingeschlagen hat, noch viele Hemmnisse zu entfernen sind. Auch wir ehren ein freies Wort, wenn es mit offenem Bistir, streng in den Grenzen der Wahrheit und der Mäßigung austritt. Wir haben aber allen Grund zu zweifeln, daß der guten Sache auf dem Wege, den der Verfasser der hier besprochenen Schrift betreten, gedient werde. Durch seine leidenschaftliche Befangenheit und die zahlreichen irrigen Angaben über factische wie rechtliche Verhältnisse — unverzeihliche Sünden bei Jedem, der an das Publicum appellirt — hat er es verschuldet, wenn selbst das mit Mißtrauen aufgenommen wird, was er wohlbegündeter Weise zu rügen gefunden. Auch wir hoffen eine große Zukunft für unser großes Vaterland, aber unsere Hoffnung beruht zunächst auf der Ueberzeugung, daß wahre Größe für niedrige Schmeichelei unzugänglich ist.“ —

So weit Herr Pastor Brasche.

Von anderer Seite ist in Veranlassung der oben erwähnten Broschüren uns eine, wie uns bedünkt, sehr beachtenswerthe Notiz, die Gemeinde-

verhältnisse und die Freizügigkeit des kurländischen Bauern betreffend, zugegangen, welche wir hier folgen lassen:

„Unter dem Titel:

„Zur Emancipationsfrage des russischen Volkes. Die Zustände des freien Bauernstandes in Kurland. Von einem Patrioten. Seinem großen Vaterlande in Liebe gewidmet“ —

ist vor einigen Monaten in Leipzig eine Broschüre erschienen, welche die kurländischen bäuerlichen Zustände als „traurige und schmachvolle“ schildert und darauf hin sagt, zuerst:

„Der russische Bauer habe zu wünschen, daß sein Herr streng das Gesetz beachte; der kurländische Bauer habe zu fürchten, daß sein Herr gesetzlich verfare,“

und sodann:

„Wenn es mit der Emancipation des russischen Volkes nicht besser bestellt sein sollte, als mit der gegenwärtigen Lage der freien Letten in Kurland, so wäre man aus dem Regen in die Traufe gerathen, und der Menschenfreund hätte Ursache genug, wegen der dem russischen Volke zugefallenen Freiheiten und Rechte eine Thräne des Mitleids fallen zu lassen.“

Die Erwiederung aus Kurland hat auf sich nicht lange warten lassen. C. Neumann hat (s. o.) die Behauptungen dieser Broschüre über die kurländischen bäuerlichen Rechtsverhältnisse durch Ausführung positiver Gesetzesbestimmungen als unrichtig nachgewiesen.

Damit ist es der Entgegnung freilich gelungen zu überzeugen, daß nicht allein der russische, sondern auch der kurländische Bauer zu wünschen habe: sein Herr möge gesetzlich verfahren. Aber die Angriffe in jener Broschüre sind trotz ihrer schwarzen Färbung denn doch nicht überall so ganz unberechtigt. Das Unterrichtswesen der Bauern in Kurland ist ungeordnet, es fehlt bis heute ein allgemeines Schulreglement; die Gemeindefreiber haben eine Zwitterstellung, man weiß nicht: gehören sie zum Dienstpersonal des Gutsherrn oder sind sie den Beamten des Staates zuzuzählen; das Freizügigkeitsrecht ist mit hemmenden Formen umgeben, ohne Zustimmung des Herrn und der Gemeinde kann es kaum ausgeübt werden; und endlich: auch andere Stimmen, nicht die in der Broschüre allein, sind über die Ausbeutung der Geldpacht laut geworden. Deshalb bleibt zu wünschen, die Gegenschrist hätte sich nicht fast ausschließlich auf eine Darlegung

der gesetzlichen Zustände beschränkt, sondern auch Anlaß genommen, über die bäuerlichen Verhältnisse im Allgemeinen mehr Licht zu verbreiten.

In 43 Jahren hat Kurland sich aus der Leibeigenschaft zur Freiheit, aus der Frohne zur Geldpacht erhoben und schon beginnt die Krone auf ihren Domainen dem Bauern Grundeigenthum zu verleihen. So gelangen die bäuerlichen Verhältnisse dort in nicht abgeschlossener, sondern fortschreitender Entwicklung aufs neue an eine Uebergangsperiode und es fragt sich: wie diese weitere Fortbildung im Interesse Aller zu fördern ist? Daß die Geldpacht an sich ein bedeutender Fortschritt ist und den Wohlstand der Bauern hebt; daß sie für den Bauern, wenn nicht Rechte Dritter geschädigt werden sollen, der fast alleinige Weg bleibt, um zu Kapital und durch dasselbe zum Eigenthum an seiner Pachtstelle zu gelangen, darüber werden die Meinungen kaum sehr verschieden sein. Allein Otto v. Rutenberg sagt in der Vorrede zu dem zweiten Theile seiner Geschichte der Ostseeprovinzen in Beziehung auf Kurland:

„Mit Bedauern aber muß ich hier hinzufügen, daß in einzelnen — leider nicht ganz vereinzelt — Fällen die Gutsbesitzer sich gegen ihre Bauern ein Verfahren erlauben, wodurch der ganze Segen der neuen Zustände wieder in Frage gestellt werden kann. Einige Guts Herren verpachten nämlich die Bauernhöfe nur auf ein Jahr und treiben dann die Pachtsumme von Jahr zu Jahr in die Höhe; und die armen Bauern zahlen die heraufgeschobenen Summen, theils weil sie den ererbten oder sonst ihnen lieb gewordenen Bauernhof nicht verlassen wollen, theils weil sie als Pächter bei der Rekrutenlösung in die dritte Classe gehören und dadurch dem Militairdienste entzogen sind. Andere Herren bleiben zwar bei der zuerst bedungenen Pachtsumme, legen aber jedem Bauernhofe wieder eine kleine Frohne auf, die von Jahr zu Jahr gesteigert werden kann. Noch Andere ziehen einen Theil der Gestirde ein, machen aus denselben neue Behöfe und verdrängen die Bauern theilweise von ihrem Grundbesitz. Einzelne endlich, härter noch als die Ritter des Mittelalters, haben alles Bauernland an sich gerissen und die Bauerngemeinden, wie man das mit einem Kunstausdrucke nennt, gesprengt.\*) Sie haben dadurch allerdings den Ertrag ihrer Güter

\*) Zum Verständniß dessen muß für Personen, die diesen Verhältnissen ferner stehn, bemerkt werden, daß die Agrar-Gesetzgebung Liv- und Estlands vor der Kurlands den nicht genug hervorzuhebenden Vorzug hat, daß in jenen Provinzen ein abgegrenztes, den bei weitem größern Theil des bebauten Grundes und Bodens in sich begreifendes Bauerland

aufs drei- und selbst aufs vierfache gesteigert, sie haben aber auch die ganze Bauerschaft von ihrem Heimathsboden weg als Tagelöhner, d. h. als künftige Proletarier in die Welt hinaus und ins Elend gestoßen. Dem gegenüber haben denn freilich auch wohlwollende und mitleidige Herren alle ihre Bauernhöfe für mäßige und selbst für geringe Summen auf viele Jahre hinaus verpachtet etc.“

Dieser Stimme gegenüber mag immerhin noch die Meinung vertreten werden, daß überall Mißbrauch und Ausschreitungen nicht ganz zu verhüten sind, doch ist damit die Frage nicht beseitigt: ob die Pachtvereinbarung des Herrn und Bauern in Wahrheit für beide Theile eine gleich freie ist? Schon die §§. 174. und 186. der kurländischen Bauerverordnung, nach welchen die Pacht eines Bauernhofes mit dem Tode des Pächters erlischt, ohne auf dessen Erben überzugehen und Entschädigungsansprüche für Verbesserungen nicht zugelassen werden, begünstigen den Herrn vielleicht mehr als gut ist. Dem Pächter und Dienstboten ist nur ein gesetzlicher Weg geblieben, sich den Forderungen eines harten Herrn zu entziehen: sie sind auf die Benutzung der Freizügigkeit angewiesen. In der That aber scheint dieses Mittel durch die Handhabung des Freizügigkeitsrechts fast wirkungslos zu sein. Allerdings ist die Landspflichtigkeit in Kurland aufgehoben; auch ertheilt der §. 149. des Bauerngesetzes dem Bauern das Recht, Dienstverträge außerhalb der Gemeinde einzugehen; und die Civil-Oberverwaltung hat am 30. Octbr. 1847 Nr. 1258 in Erinnerung gebracht, daß ihm das Freizügigkeitsrecht nicht zu verkürzen sei. Man sollte also glauben, der Bauer könne sich unbehindert und frei bewegen. Das ist jedoch nur nach einer Richtung der Fall: er kann mit Beachtung der gesetzlichen Formen seine Heimath ganz aufgeben. Will er das nicht, fordert er einen Paß, um außerhalb derselben eine Pacht- oder Dienststelle anzunehmen, dann gestaltet sich die Sache anders: ein Paß wird nur ertheilt, wenn in der Gemeinde die nöthige Arbeitskraft vorhanden ist. Fehlt diese Kraft, deren gesetzlicher Umfang für den Bedarf nicht festgestellt ist, so hat der Bauer auf den Paß zu verzichten und muß trotz

erzitt, das der Gutseigentümer in keiner andern Weise, als durch Vermittelung des Bauern als Fröhners, Pächters oder Käufers verwerthen kann (§§. 3. 8. und 126. der Civil. Agrar- und Bauerverordnung von 1849); während in Kurland kein gesetzlicher Unterschied zwischen Hofes- und Bauerland vorhanden ist und es keinem Gutseigentümer gewehrt werden kann, sämtliche Gefinde seines Gutes eingehn zu lassen und das zu denselben gehörende Land direct für sich zu benutzen.

D. Reb,

des Freizügigkeitsrechts in seiner Gemeinde bleiben, denn, so behauptet man, er ist gemeindepflichtig. Freilich können auch Pässe erlangt werden. Wir sehen es aus den häufigen Bekanntmachungen der kurländischen Gouvernementszeitung, wo bei Androhung einer Kündigung auswärtige Gemeindeglieder zurückberufen werden. Aber dieses Kündigungsrecht ist die Befugniß des Herrn und der Gemeinde, ohne Angabe eines Grundes jedes Gemeindeglied, mit Ausnahme der Gemeindebeamten, aus der Heimath zu verbannen, d. h. durch Umschreibung nach einer fremden Gemeinde überzustedeln. Also: der Bauer hat innerhalb der Gutsgrenzen seines Herrn eine Pacht- oder Dienststelle anzunehmen oder — er muß seine Heimath gänzlich verlassen. Nach diesem Maße der Freiheit wird daher mit Nothwendigkeit die Gegenseitigkeit der Vereinbarung des Gutsherrn und Bauern über Pacht- und Dienstverträge zu messen sein. \*)

Dennoch hören wir Klagen aus Kurland über Mangel an Arbeitskraft und man hat an einigen Orten sogar mit Hilfe der Polizei den Gütern und Bauerhöfen die freien Dienstboten zugetheilt. Zwar sollte nach dem §. 252 der Bauerverordnung in jedem Kirchspiele ein Mäkler sich vorfinden: „an den sich Pächter oder Dienstboten, die Pacht- oder Dienststellen suchen, und auch Grundeigenthümer, die Pachtstellen zu vergeben haben oder Dienstboten brauchen, zu wenden haben, um durch denselben die nöthigen Nachweisungen zu erhalten.“ Indessen dieses Institut hat die entsprechende Entwicklung nicht gefunden, sondern ist leider wirkungslos geblieben. Wir sagen: leider! Denn uns scheint in diesem Institute nicht allein das gesetzliche, sondern auch das geeignetste Mittel zu liegen, die Arbeitskräfte auszugleichen und durch freie Concur-

\*) Auch in dieser Beziehung sind die livländischen Bauerverhältnisse den kurländischen gegenwärtig um einen bedeutungsvollen Schritt voraus. Die persönliche Freiheit des Bauern ist durch die Bestimmung des §. 397 der Agrar- und Bauern-Verordnung zur Wahrheit geworden: „Dienstverträge können nicht nur innerhalb der Bauerngemeinde, sondern auch außerhalb derselben mit der Gutsherrschaft, wie endlich auch außerhalb des Gutes, überhaupt in andern Stadt- und Landgemeinden abgeschlossen werden.“ Die §§. 401 und 402 sichern das Gemeinde-Interesse gegenüber solchen Gemeindegliedern, welche Erwerb und Thätigkeit außerhalb der Gemeinde selbst haben, durch Errichtung einer besondern Dienstboten-Casse, zu welcher nicht allein die in andern Stadt- und Landgemeinden, sondern auch die dem Hofe unmittelbar oder Personen, die auf Hofesland wohnen, dienenden Gemeindeglieder eine jährliche Steuer entrichten müssen. Im letzteren Falle zahlt die Dienstherrschaft diese Abgabe.



renz sowohl die Geldpacht als den Arbeitslohn auf den wirklichen Werth zu stellen. Daß nun bei der bisherigen Handhabung des Freizügigkeitsrechts das Institut der Mätkler alle Bedeutung verlieren mußte, dafür dürfte wohl kein besonderer Beweis zu führen sein; aber man muß bedauern, die gute Absicht der Verfasser des furländischen Bauergesetzes und deren kluge Voraussicht so sehr verkannt zu sehen. Sie vergaßen nicht, daß Freiheit und Leibeigenschaft nie zu vereinen und die Vortheile beider, wie man auch darnach streben mag, gleichzeitig nicht zu erlangen sind.

Diese Widersprüche zwischen den thatsächlichen und gesetzlich gegebenen Zuständen bieten vorzugsweise das Material, die bäuerlichen Verhältnisse Kurlands anzugreifen und zu tadeln. Darum wäre es eine dankenswerthe Arbeit, wenn über die dortigen bäuerlichen Zustände und ihre Fortentwicklung bis auf den heutigen Standpunkt eine eingehende Darlegung gegeben würde. Dagegen können die entstellenden Schilderungen in jener Broschüre keinen Beifall finden. Sie haben nicht der Wahrheit, sondern fremden Zwecken gedient.“

---

## Der erste Jahrgang der Baltischen Monatschrift.

---

**W**ir stehn am Abschlusse des ersten Jahrganges der Baltischen Monatschrift. Nicht unberechtigt erscheint es uns, wenn wir jetzt an der Schwelle eines neuen Jahrganges zurückschauen auf den leitenden Gedanken, aus dem diese Zeitschrift hervorgegangen, wenn wir festen und ungetrübten Auges die Summe ziehn aus den Erfahrungen, die wir bei dem ernststen Streben nach der Verwirklichung jener Idee gemacht, wenn wir endlich darnach die Erwartungen berechnen, die an die Zukunft der Monatschrift geknüpft werden können.

Die Baltische Monatschrift wollte nach ihrem Programme „zu einem öffentlichen Organe dienen, welches, aus dem Boden dieser Provinzen erwachsend, doch zugleich mit erweitertem Blicke über sie hinausreichte und ihnen den organischen Zusammenhang ihrer Entwicklung mit dem Culturgange des großen Reiches, dessen sie ein kleiner, aber gewiß nicht unwichtiger Theil sind, wie mit dem des Auslandes, von dem sie stammen, zum Bewußtsein brächte; sie wollte einen Sammel- punkt bieten, zu welchem Jeder nach Beruf und Kräften bringen und wo Jeder finden möge, was zum Wohle dieser Provinzen, wie des Staates, dem sie angehören, dienlich ist.

In der Zuschrift an die zu Mitarbeitern Aufgeforderten hieß es:

„Die Redaction ist sich dessen völlig bewußt, daß eine Aussicht auf die Erreichung der durch diese Zeitschrift angestrebten Zwecke nur durch

„das Zusammenwirken der in diesen Provinzen und im übrigen Rußland  
 „vorhandenen intellectuellen Kräfte vorzugsweise des deutschen Elementes  
 „gewonnen werden kann. Sie kann daher nichts versprechen, als was  
 „ihr von Seiten derjenigen zugesagt und gehalten wird, welche die hier  
 „verfolgten Interessen zu fördern und durch das lebendige Wort zu  
 „vertreten berufen sind; sie bietet sich aber nur als Vermittlerin zwischen  
 „diesen in ihrer Vereinzelnung unmächtigen Kräften und der Oeffentlichkeit  
 „an; sie wird endlich so viel an ihr ist, ihre Pflicht thun, um in solchem  
 „Sinne zu wirken und muß daher den ganzen Erfolg ausschließlich davon  
 „abhängig machen, daß die zur thätigen Theilnahme an dem Unternehmen  
 „Berufenen dasselbe einmüthig und rückhaltlos unterstützen.“

Daß die Idee der Monatschrift eine berechtigte, daß sie nicht ein  
 flüchtiger Einfall war, sondern einem wirklich vorhandenen Bedürfnisse ent-  
 sprach — dafür liegen der Redaction unzweideutige Beweise in der freu-  
 digen Zustimmung vor, die das Unternehmen von vielen Seiten, von nah  
 und fern erfahren hat, dafür spricht die zahlreiche Betheiligung des Lesen-  
 den Publicums, welche es möglich gemacht hat, die Zeitschrift im zweiten  
 Jahre ihres Bestehens der eignen Kraft zu überlassen, ohne daß die Bei-  
 hülfe der gemeinstünftigen Männer, denen die Monatschrift ihre materielle  
 Begründung verdankt, weiter in Anspruch genommen werden mußte.

In geringerem Maße, als wir es gehofft, hat dagegen eine Betheili-  
 gung des schreibenden Publicums stattgefunden. Die Erwartungen konnten  
 von vorn herein nicht hoch gespannt werden; wir haben eben keine berufs-  
 mäßigen Schriftsteller; dennoch — so hofften wir — würde der gute Wille  
 die endemische Scheu vor der Oeffentlichkeit überwinden; an dem Vor-  
 handensein der Kraft und Befähigung in dem Publicum unserer Provinzen,  
 das Unternehmen geistig zu halten, zweifelten wir nicht.

Indessen wir — und vielleicht auch das Publicum der Baltischen  
 Monatschrift — haben manche Enttäuschung erfahren müssen. Neben  
 einzelnen glänzenden Leistungen ist auch manches Unfertige gebracht worden.  
 Von den Berufenen sind weitaus nicht alle dem Rufe gefolgt; an Unbe-  
 rufenen hat es nie und nirgend gemangelt. Wir scheuen uns daher nicht  
 einzugestehn, daß die Monatschrift nur erst von ferne dem vorgesteckten  
 Ziele sich angenähert hat. Doch sind wir weit davon entfernt, uns ent-  
 müthigen zu lassen. Die Zeichen sind nicht ausgeblieben, daß die Monats-  
 schrift gewirkt hat, daß sie in ihrem innersten Kerne erkannt worden. Wir  
 glauben kaum zu irren, wenn wir die frischere Lust, die jetzt in der Presse

unserer Provinzen weht, in gewissem Maße dem mittelbaren Einflusse der Monatsschrift zuschreiben, die zuerst freimüthig und — man wird ihr diese Anerkennung kaum versagen können — maßvoll in der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten im Sinne einer organischen Entwicklung vorgegangen ist. Auch in Deutschland hat die Monatsschrift Beachtung gefunden und die geachteten Blätter haben sich in anerkannter Weise über sie ausgesprochen. So hat das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ wiederholt Auszüge aus der Monatsschrift gebracht, und die „Preussischen Jahrbücher“ haben im Augustheft d. J. eingehend über sie berichtet, ihr die ehrenvolle Stelle einer Gesinnungsgenossin neben sich zuweisend. Die russische Presse hat, so viel uns bekannt, über die Monatsschrift geschwiegen.

Das Programm der Monatsschrift war weit genug gestellt, um das Leben nach seinen verschiedensten Richtungen hin zu umfassen; aber eben nur das Lebendige sollte in ihr zu seinem Rechte kommen. Ueberblicken wir, was der erste Jahrgang im Einzelnen gebracht, so finden wir, daß von den fünfzig und einigen Artikeln desselben die Politik in 4 Artikeln, agrarische Zustände wie überhaupt die Verhältnisse des flachen Landes in unsern Provinzen in 9, städtische und Gemeinde-Angelegenheiten in 3, finanzielles, Handel und Eisenbahnwesen in 5, kirchliche Verhältnisse in 2, das Schulwesen in 7, Allgemeinwissenschaftliches in 7, Historisches in 2, Biographisches in 4, Culturhistorisches und Literarisches in 6, russische Zustände der Gegenwart endlich in 5 Artikeln behandelt worden sind. Wir verkennen nicht, daß, was insbesondere die inneren Verhältnisse unserer Provinzen und die bedeutungsvolle Entwicklung, in der Rußland gegenwärtig begriffen ist, betrifft, in dem bisher Gegebenen nur die Anfänge einer tiefer gehenden und systematischen Behandlung der hier einschlagenden Fragen des öffentlichen und socialen Lebens vorliegen. Wir sind jedoch in den Stand gesetzt, für den folgenden Jahrgang eine ausgiebigere Ausbeute nach dieser Richtung in Aussicht zu stellen; auch sollen fortan periodische Rundschauern über die politischen Verhältnisse gegeben werden, die wir zu unterbrechen gezwungen waren, weil eine Ausgleichung unserer politischen Ueberzeugungen mit denen unseres bisherigen Mitarbeiters auf diesem Gebiete nicht zu erreichen gewesen war.

Die Redacteurs der Baltischen Monatsschrift sind durch ihre amtlichen Pflichten behindert worden, ihre Zeit und ihre Kraft diesem Unternehmen in dem Maße zu widmen, welches dasselbe gebieterisch für sich in Anspruch nimmt; auch ist ihnen — denen dieses Feld der geistigen Thätigkeit ein

völlig fremdes war und dessen Bearbeitung sie sich nur von dem Gesichtspunkte einer öffentlichen Pflicht aus unterzogen hatten — die Erfahrung nicht erspart worden, daß der redliche Wille, dem Gemeinwohl durch Beförderung der Oeffentlichkeit zu dienen, zur Lösung der Aufgabe wie zur Vermeidung von Mißgriffen nicht ausreiche. Nächst der Anregung, die die Redaction zu einigen der gebrachten Beiträge gegeben, der bessernden Hand, die sie an andere legen müssen, der fast durchgängig nothwendig gewordenen Ueberarbeitung der Uebersetzungen und Referate aus der russischen Journalistik, nächst den zur Erläuterung oder Berichtigung des Textes gemachten Notizen endlich — hat die Redaction kaum ein anderes Verdienst für sich in Anspruch zu nehmen, als daß sie die Würde der Presse durch strenges Festhalten am Sachlichen und Fernhalten persönlicher Polemik zu wahren gesucht hat.

So geboten es denn nicht allein die persönlichen Verhältnisse der bisherigen Leiter der Monatschrift, sondern auch das Interesse dieser letzteren, auf eine Unterstützung der Redaction durch eine geeignete Persönlichkeit bei der Fortführung des Unternehmens bedacht zu sein. Wir freuen uns, mittheilen zu können, daß es gelungen ist, den ehemaligen Privatdocenten an den juristischen Facultäten der Universitäten Bonn und Königsberg, Herrn Dr. W. Bechhaus, für die Betheiligung an der Redaction der Monatschrift zu gewinnen.

So möge denn die Baltische Monatschrift dem deutschen Publicum Auslands fernerhin empfohlen sein. Auch sie ist ein, wenn gleich nur bescheidener Theil der Arbeit, die der deutsche Geist in seiner weltumfassenden Aufgabe zu leisten hat.

Riga im December 1860.



Die Redaction.

Theodor Böttcher,  
Hof. Hofgerichtsrath.

Redacteurs:

Alexander Faltn,  
Rigischer Rathsherr.

## Inhalt.

Die Sonnenfinsterniß vom 18. Juli 1860 . . .	Seite 481.
Rückblicke auf die Entwicklung der kurländischen bäuerlichen und Güterverhältnisse seit 1817 . . .	„ 508.
Bomba Wido (Schluß) . . . . .	„ 518.
Zur Broschüren-Literatur . . . . .	„ 548.
Der erste Jahrgang der Baltischen Monatschrift . . .	„ 571.

Der zweite Band des ersten Jahrganges der „Baltischen Monatschrift“ wird bis zum Schlusse des laufenden Jahres in sechs Heften geliefert werden; der zweite Jahrgang wird mit dem Januar k. J. beginnen und in monatlichen Heften von sechs Bogen erscheinen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Auslands 6 R. 50 G., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. S.

Im Auslande ist die Monatschrift durch alle Buchhandlungen für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatschrift in Riga“ erbeten.